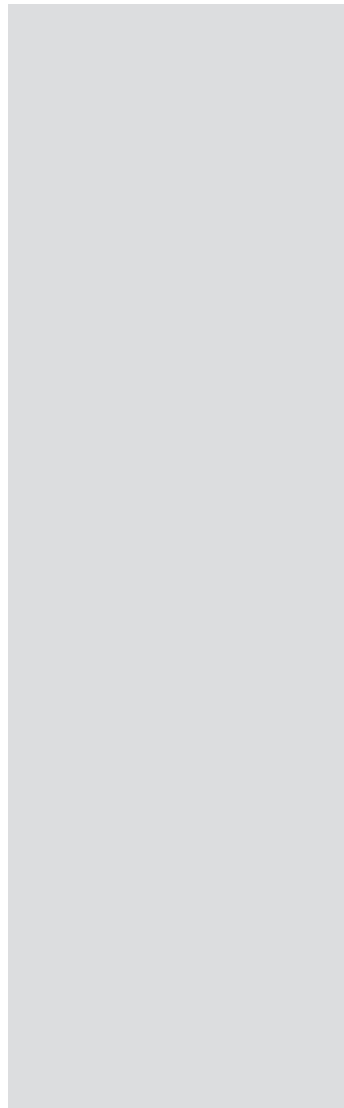


rothenfelser
burgbrief 01/05





Editorial

Der Aphoristiker pflegt eine genaue Nähe zu den Anfängen. Da er ahnt, was in den Anfängen geschieht und im Beginnen liegt, fasst er sich kurz und knapp. Wir werden die Anfänge nicht los und bleiben ihnen verhaftet. Wenn wir trotzdem immer wieder mit dem Leben und dem Schreiben anfangen, dann nur im Wissen um diesen Zusammenhang.

„Kain wurde verdammt, Repräsentant seines Bruders zu sein“. Diese Notiz von Elazar Benyoëtz markiert ein solches Anfangswissen. Kain - so Elazar Benyoëtz - vernichtet die Brüderlichkeit an ihrem Anfang, er sprach das erste Wort der Reue und hat den Tod in die Welt eingeführt.

Das Thema „Brüderlichkeit“ zieht sich durch das ganze Werk von Elazar Benyoëtz. Benyoëtz wurde Ihnen bereits in den Konturen I-04 im Vorfeld einer Tagung kurz vorgestellt. Die Tagung hat mittlerweile stattgefunden. Einige Vorträge dieser Veranstaltung finden Sie in der vorliegenden Ausgabe dokumentiert. Wir haben außerdem Leser und Leserinnen gebeten, auf Texte von Elazar Benyoëtz zum Thema „Brüderlichkeit“ zu reagieren. Auch die Reaktionen auf diese Bitte finden Sie - wie einige aktuelle Stimmen zum Werk von Elazar Benyoëtz - im vorliegenden Heft.


Joachim Hake

- 3 Michael Bongardt
Die Sprache und der Glaube
- 3 Hans Michael Niemann
Randglosse zur Bibel
- 10 Christoph Grubitz
Menschen und Dingen ihren Namen lassen
- 13 Josef Wohlmuth
Eine Begegnung mit dem Dichter
- 14 Elazar Benyoëtz
Der eingeschlagene Umweg
- 20 Claudia Welz
Die Würde der Frage
- 22 Norbert Lüthy
Brüderlichkeit
- 24 Dominic Kaegi
Beten ist unerhört
- 28 Katharina Heyden
Rom wie Jerusalem
- 29 René Dausner
Brüderlichkeit
- 32 Gotthard Fuchs
Sprich nur ein Wort...
- 36 Karl-Josef Kuschel
Islam im Spiegel der Weltliteratur
- 38 Beate Knobloch
Tanzen wie der Sonnenkönig
- 39 Mitgliederversammlung
2005

Impressum

konturen.
rothenfelser burgbrief

Herausgeber:
Vereinigung der Freunde
von Burg Rothenfels e.V., 97851 Rothenfels

Redaktion: Joachim Hake

Mitarbeit:
Dr. Meinulf Barbers, Gerburg Crone,
Dr. Gotthard Fuchs

Layout: Gernot Schüll
Erscheinungsweise: 2 x jährlich

Auflage: 2000
Schüll-Druck Marktheidenfeld

Die Sprache und der Glaube

■ Eine Annäherung an das Werk
von Elazar Benyoëtz

Jerusalem

„Jerusalem - eine Stadt mit zuviel Religion.“ Dieses Diktum stammt nicht von Elazar Benyoëtz, sondern von einem Benediktinerpater, der lange Zeit in Israel, aber sehr bewusst immer nur kurz in Jerusalem gelebt hat. Jerusalem: Zumindest auf den ersten Blick eine Stadt voll religiöser Gewissheiten. Eine Stadt voller Menschen, die in ihr leben, zu ihr pilgern, weil sie ihnen heilige Stadt ist. Eine Stadt voller Menschen, die die Wahrheit zu kennen glauben. Oder genauer: Die allein die Wahrheit zu kennen glauben. Wer wissen will, auf wie viele Arten Menschen ihre Wahrheitsansprüche zum Ausdruck bringen können, dem sei empfohlen, nach Jerusalem zu gehen. Gebärden und Gebäude; die Art zu beten und die Art, nicht zu beten; Schreien und Schweigen; miss-trauisches Verschließen und scheinbare Offenherzigkeit; und immer wieder: Aggression und Gewalt - alles wird allzu schnell zum Ausdruck von Macht- und Wahrheitsansprüchen. Und das alles, fast alles, vorgeblich um der Wahrheit Gottes willen. „Jerusalem - eine Stadt mit zuviel Religion“. Bei Elazar Benyoëtz ist zu lesen: „Die Religionen scheiden und trennen, sie sind verbindlich.“ (V 36) Im gleichen Atemzug, aber in deutlicher Absetzung spricht er vom Glauben. Bevor davon die Rede ist, soll von ihm die Rede sein.

1939, vor nun 65 Jahren kam Elazar Benyoëtz nach Jerusalem. Nicht freiwillig. Seine Eltern flohen mit ihren beiden Kindern aus der von den Nationalsozialisten beherrschten Wiener Neustadt. In Jerusalem wuchs er auf, mit Hebräisch als Muttersprache, als Israeli von dem Zeitpunkt an, an dem es Israel wieder gab. Er wurde Dichter und Rabbiner, beides auf hebräisch.

Seinen „Weg als Jude und Israeli ins Deutsche“ – so der Untertitel von E. Benyoëtz, *Allerwegsdahin*, zynisch - Hamburg 2001 – kann und will ich hier nicht nachzeichnen. Dieser Weg ist immer wieder Thema seiner Dichtung. Nur soviel: Als junger Dichter hebräischer Sprache kommt er 1964 nach Deutschland, nach Berlin. Er begründet die „Bibliographia Judaica“, eine Sammlung jüdischer Literatur deutscher Sprache, die bis heute fortgeführt wird. Fünf Jahre später kehrt er nach Jerusalem zurück. Er weiß, dass von nun an Deutsch die Sprache seiner Dichtung sein wird. Glücklicherweise ist er über diese Entdeckung nicht. Aber er stellt sich ihr. Von vielen ist mittlerweile sein Beitrag zur deutschen Sprache, zur deutschsprachigen Aphoristik gewürdigt worden.

1998 kam ich nach Jerusalem. Freiwillig. Voll mit Erwartungen, die ich an die Stadt, an das Land, an meine Tätigkeit als Leiter des dortigen Theologischen Studienjahrs stellte. Es dauerte nicht lange, bis mir das Zuviel an Religion in dieser

■ Randglosse
zur Bibel

Zeugen: Jakob, Ijob, Qohelet, Du und ich

Zeuge sein

Paulus hat Jesus wohl nie persönlich getroffen. Aber Gott ging auf ihn zu vor Damaskus. Wer würde da nicht zum Zeugen dieses Gottes werden (Apg 9) ? Bis heute erstreckt sich eine lückenlose Kette von Zeugen. Und Gott steht mit drin, selbst in einer Zweier- oder Dreierkette (Matth 18,20). Es gehört zum Wesen von Zeugen zu reden, zu antworten. Zeugen werden gefragt. Mit ihrer Hilfe soll Wahrheit gefunden werden. Zeugen stehen im geistigen Kampf. Zeugen bezeugen, was ihnen wichtig geworden, was ihnen aufgetragen ist, was aus ihnen herausbricht, was sie überwältigt (Amos 3,8) - wie Elazar Benyoëtz. Ich habe ihn nie getroffen. Seine Texte hatte ich nie gelesen. Inzwischen habe ich gelesen. Und lese weiter nach, wie Benyoëtz quer- und nach- und vorausdenkt, tief schürft, provoziert. Biblische Gestalten treten in meine Benyoëtz-Lektüre ein.

Jakob ringt

Jakob hatte den Kampf nicht gesucht (Gen 32,24-31). Gott rang mit ihm. Aufforderung zum Kampf: Warum ? Jakobs Kräfte wachsen im Gotteskampf (32,25a). Gegen Gott kann der Mensch nicht gewinnen (32,25b). Aber wer mit Gott ringt, kann mit Gott den Sieg und Gottes Segen davontragen (32,28f.).

Ijob streitet

Nichts ist Ijob mehr gewiss, alles wankt. Gewissheiten sind zur Falle geworden (Jeremia 15,18). Wen kann Ijob fragen, wen herausfordern, wenn die Welt kopfsteht? Ijob schreitet vom Vorwurf zur Anklage und zur Herausforderung Gottes: Gott möge gegen Gott in den Zeugenstand treten, sich erklären und verteidigen. Ist das Blasphemie? „Willst du deine Ruhe finden, laß dich nicht beruhigen“ (Benyoëtz, *Zukunft* 19). Gott schlägt den Herausforderer weder auf die Hüfte noch verteidigt er die or- ▶

Die Sprache und der Glaube

Stadt den Atem zu nehmen begann. Irgendwann in diesen Tagen, vielleicht sogar heute abend, jährt sich mein erster Besuch im Jerusalemer Arbeitszimmer von Elazar Benyoëtz zum 6. Mal. Es blieb nicht der letzte. Das Zimmer wurde mir in meiner Jerusalemer Zeit zu einem der ganz wenigen Orte, an denen ich frei atmen konnte. Denn hier traf ich einen Menschen, dem es nicht um Gewissheiten, sondern um Glauben geht; einen Menschen, bei dem und mit dem ich den Fragen mehr trauen durfte als den Antworten. Dass die Enttäuschung meiner vielen Jerusalem-Erwartungen nicht meine Hoffnung zerbrach, habe ich ganz wesentlich ihm zu danken.

Die Nachmittage in jenem Zimmer sind mir sehr nah, wenn ich nun - erstmals in der Öffentlichkeit - über das Werk von Elazar Benyoëtz sprechen soll und werde. Ich konnte mein Reden nicht anders beginnen als mit diesen vielleicht irritierend persönlichen Hinweisen. Denn zwangsläufig spreche ich auch von mir, wenn ich von dem spreche, was mir, angestoßen von seinen Texten und Aphorismen, „durch den Kopf“ geht. Und von anderem kann bzw. will ich nicht sprechen. Ich kann nicht von anderem sprechen, weil ich kein Germanist und Philologe bin, der sich entsprechend fachkundig zur Interpretation und Gattungsgeschichte des Aphorismus äußern könnte. Ich bin froh, dass diesen Part ein Berufenerer übernehmen wird - Christoph Grubitz im weiteren Verlauf unserer Tagung. Ich will nicht von anderem als dem „was mir durch den Kopf geht“ sprechen, weil es nicht darum gehen kann, das von Benyoëtz Angestoßene - wie auch immer - zum theologisch eindeutigen Gedanken gerinnen zu lassen. Gelingt es ihm doch in seiner Sprachkraft, allzu starr Gewordenes wieder zum Fließen, d.h. zum Leben zu bringen. Gleichwohl werde ich nicht verbergen können und wollen, dass, was ich Ihnen vorstellen will, durch einen theologischen Kopf geht und gegangen ist. Dabei beschränke ich mich auf zwei der vielen Themen, die im Werk von Elazar Benyoëtz anklingen. Zunächst wird es um das Verhältnis von Glaube und Zweifel gehen. Sodann um die Suche nach einer Sprache, die einem vom Zweifel begleiteten Glauben angemessen ist. Einleitend dazu möchte ich noch einen Dank aussprechen: Ohne die zahlreichen Gespräche, die ich zu diesen Themen mit René Dausner geführt habe, könnte ich nicht so sprechen, wie ich jetzt spreche. Als Student des Studienjahres hat er Elazar Benyoëtz, wie ich selbst, in Jerusalem kennen gelernt. Weit mehr als ich befasst er sich seitdem mit dessen Werk.

Glaube

„Glaube“ ist ein vieldeutiges Wort. Das gilt auch dann noch, wenn man all seine nicht-religiösen Bedeutungen, die irgendwo zwischen Wähnen, Meinen und Vertrauen umherirren, bei Seite lässt. Christen mögen geneigt sein, unter „Glaube“ vor allem die Zustimmung zu Lehrsätzen zu verstehen.

Randglosse – zur Bibel

thodoxe Theologie der Freunde Ijobs. Gott geht nicht auf Ijobs Leid ein. Er tritt dem menschlichen Bedränger zur Seite als Mitkämpfer: Gott leugnet nicht, dass seine Schöpfung vom Chaos und Bösen bedroht sei (Ijob 5. 9), aber er ist ständig dabei, sie zurückzudrängen (Ijob 38f. 40f). Gott erwähnt den Menschen nicht als Schöpfungswerk. Denn der ist noch schwieriger mit seinen Problemen zu bewältigen als das tierische und anorganische Chaos. Das versteht Ijob. Gott gibt Ijob aber Recht, der zuletzt weniger auf seine Rechtfertigung pocht, sondern mehr Wert auf die Aussprache mit Gott legt. Angesichts des kämpfenden Gottes vertritt das Ijobbuch eine dynamische Stabilität der Welt, nicht eine statische wie die Ijob zeitgenössische Priesterschrift. Jene erlaubt, das Nichtgute in der Welt als real hinzunehmen, aber als Nichtgutes deutlich zu kennzeichnen. Gott erlöst damit Ijob aus seiner Anthropozentrik. Die Welt und Gottes Aufgaben sind größer als Ijob übersehen konnte (40,3-5). Leiden gehört zum Menschsein, nicht aber die Erkenntnis des Absoluten. Ijob unterstellt sich wieder dem - wie er selbst - kämpfenden Gott (42,1f). Und schweigt. „Man wächst in seiner Sprache bis zum Verstummen hinauf.“ (Benyoëtz, Zukunft 52) Gottes Kampf erlaubt es Ijob zu erkennen, dass das Geheimnis der göttlichen, unvollkommenen und zu erlösenden Schöpfung auch sein eigenes Geheimnis ist (Römer 8). Seine zweifelhaften Gewissheiten und sicheren Zweifel sind im Vertrauen auf den mitkämpfenden Gott aufgehoben. Gott zweifelt nicht an Ijob. Er vertraut auf ihn (Ijob 2.42). Ijobs Klagen, Zweifel, Kämpfe sind erlaubt und geboten. Ijob hat die Menschlichkeit, die Menschenzugewandtheit Gottes erkannt. Und dass neben dem Reden über Gott das Reden mit Gott entscheidend ist.

Qohelet denkt

Qohelet bewegt sich „auf der Grenze“ und zwischen Grenzen, wie vor ihm Ijob und nach ihm viele, Nietzsche, Tillich, auch

Schließlich ist der klassische Ort, an dem in der Kirche von „Glaube“ die Rede ist, das Glaubensbekenntnis. Doch in solcher Zustimmung erschöpft sich der Glaube natürlich nicht - meint er doch auch: Ein Vertrauen in Gott, ein Bauen auf ihn. Die Theologie hat deshalb die Unterscheidung zwischen der „fides quae“, dem Glaubensinhalt, der geglaubt wird, und der „fides qua“, dem Glaubensakt, durch den geglaubt wird, eingeführt. Doch so unterschieden diese Aspekte des Glaubens sind, sie hängen eng zusammen. Wenn für Menschen die Inhalte des Glaubensbekenntnisses fragwürdig werden, dann schwindet ihnen nicht selten auch der Glaube als Lebenshaltung.

Der Einsatz von Elazar Benyoëtz ist gegenüber solchen Glaubensverständnissen irritierend anders. „Hineni“ - „Hier bin ich“. Es ist ein merkwürdig passendes Zusammentreffen, dass die Thora-Lesung des heutigen Schabbath-Abends von Abraham spricht. Denn das „Hineni“ ist seine Antwort auf Gottes Anrede an ihn - ihr folgt die Aufforderung Isaak zu opfern. „Hier bin ich“ - das ist die kürzeste und vielleicht zugleich die längstmögliche Beschreibung des Glaubens bei Benyoëtz.

Aus ihr folgt zuerst und vor allem die verpflichtende Diesseitigkeit des Glaubens. Denn das „Hier“ jedes Menschen sind Ort und Zeit, an und in denen er lebt; das ist die alltägliche, meist banale Welt, in die Abraham zurückkehrt, nachdem ihm sein Sohn wiedergeschenkt wurde; das „Hier“ sind die Menschen, mit denen zu leben ist - das ist die Welt.

„Die Welt missachten und Gott rühmen - wofür?“ (V 25)

Zwei weitere Aphorismen füge ich an:

„Der Erlösungsgedanke ist gegen Gott den Schöpfer gerichtet“ (V 69)

„Das Leben auf Erden: das von Gott begehrte Jenseits“ (V 53)

Wer groß wurde mit der Vorstellung, dass diese Welt nur unsere vorläufige Bleibe, unsere Heimat aber der Himmel sei, den müssen solche Sätze befremden. Sie decken eine Spannung auf, die dem Christentum bis heute ungelöst eigen ist. Schon im zweiten Jahrhundert suchte Markion sie gewaltsam zu beseitigen. Er trennte scharf zwischen dem Schöpfer, den er angesichts der Welt nicht als gut ansehen konnte, und dem „unbekannten Gott“, der die Menschen aus dieser Welt erlöst. Die Kirche hat diesen Lösungsvorschlag zurückgewiesen - ohne je der Weltflucht überzeugend wehren zu können. Das Jenseits scheint dem Glauben das eigentlich Erstrebenswerte, Wahre. Benyoëtz wendet die Perspektive in einem einzigen Satz um: „Das Leben auf Erden: das von

Randglosse – zur Bibel

Benyoëtz. Das ist vielversprechend, Überblick verschaffend und gefährlich. Starr gewordenes, allzu Vertrautes kommt wieder zum Fließen, gebiert neue Einsichten. Qohelet fordert zur Freude auf - Qohelet ist Lesung zum Laubhüttenfest. Viele sehen mehr seine Skeptik. Was gilt? Qohelet fasst die Welt ins Auge, wie sie wirklich ist (3,16-6,10). Das Ergebnis ist ernüchternd und traurig. Die gängige Weisheit führt Qohelet vor und findet sie widerlegt, auch das Grundprinzip: Gutes Handeln führt zum Glück, schlechtes zum Untergang. Die Realität ist anders. Kann der Ratschlag anders sein als: Lebe dem Augenblick!? Nimm sein Gutes und Böses aus Gottes Hand, bis der Tod alles beendet. Danach gibt es nichts. Verhaltensregel bis dahin: Weisheit und Ehrfurcht vor Gott. Freue dich des Lebens, sei tatkräftig, solange die Kraft reicht (9,7-12,7). Frommen Gemütern war das oft unbehaglich. Aber es spiegelt das Lebensgefühl „offenen Weltbürgertums“ der Ptolemäerzeit im kleinen Tempelstaat Jerusalem des 5.Jh.v.Chr., nach den Gesetzen der Väter lebend im Kontext hellenistischen Wirtschafts- und Kulturdrucks. Mochten einige in (Tempel-)Schulen Hebräisch am Sprüchebuch lernen und Tora lesen, andere lasen in griechischen Schulen Homer, Hesiod, auch Plato, Aristoteles und Populärphilosophie. In diesem Kontext bildet Qohelet ein Kompromiss-Angebot gegenüber rein griechischen Schulen: Erfahrungen griechischer Weltdeutung übernehmend, aber auf der Basis eines Qohelet durchziehenden hebräischen Grundbestandes, klare israelitische Theozentrik neben dem „unhebräischen“ Bild vom ewigen, kreisenden Kosmos. Überzeugt hat der Kompromiss nicht alle, da Jesus Sirach bald Qohelet wie das Sprüchebuch orthodox ersetzen sollte.

Wie modern Qohelets Versuch war, ist heute - auch mit Hilfe des Neuen Testaments - sichtbar. Menschen fällt es schwer, das Ganze zu überblicken, wo sich Ordnungen auflösen, Verwerfungen auftun, Verein-

Die Sprache und der Glaube

Randglosse – zur Bibel

zelung und Bindungslosigkeit unübersichtliche Strukturen schaffen. Der Mensch hofft auf Sinn, sieht ihn aber nicht und verfügt noch weniger darüber. Qohelet sieht die Unsterblichkeitsphilosophie platonischer Prägung mit der Abwertung materieller Wirklichkeit und setzt radikale Diesseitigkeit dagegen - wie die Hebräische Bibel insgesamt. Aber er stimmt griechischer Popularphilosophie bei, wenn er den endgültigen Charakter des Todes herausstellt. Qohelets pragmatische Zuwendung zur Gegenwart ist kein Akt der Skeptik, keine Legitimation von Welt- und Verantwortungsfucht. Der Kreislauf des Kosmos statuiert Stabilität. So hat der Mensch teil am dauernden Sein. Und der Augenblick bekommt hohen Wert: Qohelet ergreift ihn im Vertrauen auf Gott.

Du und ich, vertieft in die Heilige Schrift und beim Lesen von Elazar Benyoëtz: Wo, wie stehen wir in dieser Linie, Gott vor uns, hinter uns die Wolke der Zeugen (Hebr. 12,1) bis zu Qohelet, Ijob, Jakob... ?

■ Hans Michael Niemann

Gott begehrte Jenseits.“ Den Ort, an dem Menschen ihr diesseitiges „Hier bin ich“ sprechen, gibt es, weil Gott ihn als sein Jenseits begehrte.

Eine, wie gesagt irritierende, wenn nicht gar ob der schnellen Umkehrung schwindelerregende Perspektive - und doch befreiend für den, der die Liebe Gottes zu den Menschen und ihrer Welt ernst nehmen möchte.

„Hier bin ich“ - Diesseitigkeit des Glaubens. Sie ist nicht zu verwechseln mit dem Aufgehen des Menschen in der Welt. Denn der Glaube hat eine Richtung. Das „Hier bin ich“ ist ein Hiersein vor Gott. Ein Leben in der Welt auf Gott hin. Ohne dass er zu fassen wäre.

*„Wo steht Gott, wenn ich mich vor ihn stelle?
Was er ist, kann ER nicht sein“ (V 44)*

„Gottes Ferne ist es, die den Menschen so nahe geht“ (V 20)

Nur eines überwindet die Ferne: Das Wort. Das Wort, aus dem die Welt wurde, das Wort der Thora, die so lange schon überliefert wird. Es ist das Wort, aus dem klar wird, was zu tun ist. Der Glaube kennt nur eine Frage: die Frage Gottes: „Wo bist Du“? Und nur eine Antwort, die nicht Sünde wäre: „Hier bin ich.“ Zu diesem „Hier bin ich“ gehört für Benyoëtz nicht nur das Gefragtsein von Gott, sondern auch die Hoffnung auf ihn. Und wieder wird das so übliche Verständnis irritiert: Die Hoffnung ist Hoffnung auf den Kommenden - und deshalb kann sie nicht wollen, dass er da ist, denn dann wäre er nicht mehr der Kommende. Deshalb:

*„Die Erwartung
gilt dem Kommenden,
die Hoffnung
dem Ausbleibenden“
(Z 245)*

Zweifel

„Gibt es Gott? Man zeige ihn mir, damit ich an ihn glaube!“ So spricht der Zweifel, wie er in einem vom Christentum geprägten Europa sich breit gemacht hat. Er lässt sich kaum vermeiden, wenn der Glaube die Frage des Menschen nach Gott ist, wenn der Glaube die Antwort auf die Frage des Menschen nach Gott ist. Solcher Zweifel kann kaum zu einem anderen Ende führen als zum Ende des Glaubens. Allenfalls noch zu der berühmten „Wette“ Pascals, der, unentschieden, ob er an Gott glauben solle oder nicht, Gründe aufführt, die es als sinnvoller erweisen, an Gott zu glauben, wenn es ihn nicht gibt, als nicht an ihn zu glauben, wenn es ihn gibt.

„Der Zweifel trifft immer nur den Glauben; das Geglaupte kann auch der Zweifel nicht meinen“ (V 47)

Wieder kehrt Benyoëtz mit einem einzigen Satz alles um. Wenn das „Hier bin ich“ den Glauben ausmacht, dann ist das „Hier bin

ich“ auch der erste Gegenstand des Zweifels. Dann ist die erste Frage des Zweifels, wie es um mein „Hier bin ich“ steht, dann fragt der Zweifel mich, ob ich an meinem Ort, zu meiner Zeit anwesend, gegenwärtig bin. Dabei kann es natürlich nicht in Zweifel stehen, dass ich an meinem Ort und in meiner Gegenwart bin. Doch nicht um solche Faktizität geht es. Das „Hier bin ich“ meint anderes. Es ist die Wahl des „Hier“, in dem ich mich finde, die Übernahme des Lebens, das immer ein Leben von Gott ist. An vielen Stellen seines Werks, hier aber vor allem ist Benyoëtz Kierkegaard nah, der die Christen seiner Zeit aus den zwangsläufig scheiternden Spekulationen über Gott und Geschichte in den Ernst ihres je eigenen Lebens zurückzurufen suchte. Ob ich als Glaubender diesen Ruf höre und ihm folge, fragt der Zweifel. Schon als diese Frage kann der Zweifel nicht zur Ruhe kommen - denn Ruhe setzte eine Selbstgewissheit voraus, die nur als Hochmut möglich und darum falsch wäre.

Doch auch anderes treibt den Zweifel voran. Es ist jene andere Seite des Glaubens, die ihn ebenso weckt. Es ist das Wissenwollen um Gott und das Begreifenwollen Gottes, es sind die Vorstellungen, die Menschen sich von Gott machen, es ist ihre Kunst, ihr Kult, ihre Religion, gegen die sich der Zweifel wendet. In diesem Feld entfaltet der Zweifel all seine Macht, die Descartes ihm zusprach. Diesem Zweifel geht, ihn aufdeckend, Benyoëtz nach:

„Der haltbare Glaube ist nicht der Glaube, der hält“ (V 49)

„Der Zweifel betrifft das Wissen, der Glaube das Wissenswerte“ (V 47)

Alles Wissen um Gott ist bezweifelbar, selbst wenn es das Wissen ist, das der Glaubende zu haben glaubt. Deshalb gibt es in den Augen von Benyoëtz keine religiöse Überzeugung, die vor dem Zweifel gefeit wäre, der sie auflöst. Eine noch so feste Überzeugung vermag den Glauben nicht zu tragen. Wer deshalb erwartet, dass der Zweifel den Glauben zersetzt und zum Erliegen bringt, dem wenden die Aphorismen von Benyoëtz erneut den Blick.

„In Zweifel gezogen, dehnt sich der Glaube aus“ (V 46)

Glaube und Überzeugung sind für Benyoëtz zwei getrennte, nicht zueinander gehörende Haltungen des Menschen. Die Überzeugung ist im Denken und Argumentieren zuhause. In einem Bereich also, in dem Gott nicht zu finden ist.

„Aus, durch, mit Gott etwas erklären zu wollen, heißt sich seiner bedienen“ (V 40)

Oder, um den Titel unserer Tagung zu zitieren:

„Vor Gott keinen Doppelpunkt, nach Ihm kein Ausrufezeichen“ (V 44)

Gott steht nicht am Ende menschlichen Schlussfolgerns, das mit seinem Doppelpunkt auf Gott verweist. Und er lässt sich auch nicht als schlagender Beweis zitieren, zur Unterstützung der je eigenen Position mit einem Ausrufezeichen verstärkt. Nicht einmal die scheinbar selbstverständlichsten Gottesbezeichnungen der philosophischen und theologischen Tradition können Gott angemessen sein.

„Gott in Unendlichkeit einzwängen ist Beschränktheit“ (V 40)

Denn Gott liegt außerhalb jedes menschlichen Denkens. Er ist die letzte Bodenlosigkeit, die keinen Grund mehr hat, aber selbst der Grund aller Gründe ist. Die Frage nach dem ersten Anfang geht für das menschliche Denken ins Leere. Schon Kant sah in ihr den letzten Abgrund der Vernunft. Er öffnet sich bei dem Gedanken, Gott selbst stelle sich die Frage „Und woher bin ich“.

Deshalb kann Benyoëtz formulieren:

„Mein Zweifel macht mich glauben, dass mein Glaube mit Gott zu tun hat“ (V 47)

Der Zweifel erst entfernt, was sich auch für Glaubende zwischen Mensch und Gott stellt - all das, worin Menschen Gott festzuhalten suchen, um in ihm Halt zu finden. Doch was bleibt, wenn all das entfernt sein sollte, ist nicht eine intime Nähe, sondern das erneu-

Die Sprache und der Glaube

te, einmal mehr geerdete „Hier bin ich“, das um die Ferne Gottes weiß. Ein „Hier bin ich“, dass von der Liebe zu Gott bewegt ist.

*„Gottes Ferne
ist unermesslich,
so weilt er unter uns“ (F 180)*
*„Der Glaube
hat keinen Gegenstand
und ist keine Überzeugung,
sondern einzig:
Liebe zu Gott“
(F 217)*

Erst der Zweifel also führt zum Glauben. Der Glaube, der an ihm zerbricht, kann nach Benyoëtz kaum Glaube genannt werden - was zerbricht, sind allenfalls Überzeugungen, Kunstwerke, religiöse Traditionen. In ihrem Zerbrechen öffnet sich dem Glauben ein Raum, in dem er allererst mit Gott zu tun bekommt.

Elazar Benyoëtz im HANSER Verlag

Elazar Benyoëtz
Finden macht das Suchen leichter
Hanser Verlag, 2004
ISBN: 3-446-20471-7

Elazar Benyoëtz
Die Zukunft sitzt uns im Nacken
Vom Menschen und seiner
Ausgesprochenheit
Hanser Verlag, 2000
ISBN: 3-446-19863-6

Elazar Benyoëtz
Brüderlichkeit
Das älteste Spiel mit dem Feuer
Hanser Verlag, 1994
ISBN: 3-446-17836-8

Elazar Benyoëtz
Treffpunkt Scheideweg
Hanser Verlag, 1990
ISBN: 3-446-15838-3

„Denken im Zweifel am Denken ist Verzweiflung; Glauben im Zweifel am Glauben ist Hoffnung“ (V 23)

Sprache

„Variationen über ein verlorenes Thema“ - diesen Titel trägt das Buch von Elazar Benyoëtz, das im Zentrum dieses Versuchs steht, in sein Werk einzuführen. Ein Buch, in dem der Autor nach eigener Aussage vom Glauben und von Gott sprechen will. Er sucht nach einer Sprache, in der das möglich ist. Und je eindringlicher die Suche wird, um so mehr drängt sich der Eindruck auf, dass die Menschen gar nicht das Thema, vor das sie ihr Leben stellt, gar nicht die Frage nach Glaube und Gott verloren haben - sondern dass sie die Sprache verloren haben, davon zu sprechen. Doch damit drohen aus ihrer Welt Glaube und Gott zu entschwinden, denn anders als in der Sprache der Menschen kommt Gott nicht zu Wort - und damit nicht zum Menschen.

Doch wie soll die Sprache ihrem Thema gerecht werden? Die Frage in ihrer äußersten Zuspitzung, die Frage nach der Gott angemessenen Sprache, sei sofort zur Seite gestellt. Schwierig genug schon die Frage, wie der Glaube seine Sprache finden kann. Das „Hier bin ich“ sucht nicht nur das Leben und Handeln, es sucht auch nach Worten. Doch die Worte müssen, wenn sie dem Glauben angemessen sein sollen, den Zweifel hören lassen, ohne den der Glaube nicht wachsen, das heißt auch nicht leben kann.

Auf der Suche nach der Sprache ist Elazar Benyoëtz zum Aphoristiker geworden. Weniges, aber Wesentliches dazu hat er heute abend bereits gesagt: Der Aphorismus verzichtet darauf, einen Gedanken zu verfolgen. Er will anstoßen, dass uns etwas „durch den Kopf geht“. Er stellt Gewohntes in einen Zusammenhang, in dem es sich in sein Gegenteil verkehrt. Er führt Worte auf eine Bedeutung zurück, die den Sinn, den wir ihnen geben, in sein Gegenteil verkehrt. Wie Elazar Benyoëtz das gelingt, wird uns morgen Christoph Grubitz vor Augen führen, werden wir morgen in gemeinsamer Lektüre und im Hören der Lesung erfahren.

Nur soviel:

*„Der Aphoristiker
spricht seinen Gedanken frei
und verfolgt ihn nicht“*

*„Der Aphoristiker
schiebt das Wort
über die Satzsperrre hinaus“
(Z 114)*

Benyoëtz sucht sein Anliegen einmal so in Worte zu fassen:

„Ich kann lebendig von Gott sprechen, es ist keine Frage, aber ein musikalisches Problem, das über das Gehör gelöst werden muss, ohne Engel, Chor und Stufengesang. Eine Schar von Scherben, polyphon klingend.“

Diese Scherben werden, das ist in keiner Hinsicht zufällig oder gar unwichtig, in Jerusalem gesammelt, geformt, zusammengefügt. In der Stadt mit „zu viel Religion“. Es wird nicht viele Städte geben, in denen so viel gepredigt wird, in denen Gott hinter so vielen Doppelpunkten und vor so vielen Ausrufezeichen steht. Es ist gut für Jerusalem, dass in ihm ein Dichter lebt, der in diese schlecht klingende Symphonie nicht einstimmt. Mit dieser Verweigerung öffnet er Zweifel weckend, Raum für den Glauben und gibt Anlass zur Hoffnung. Jetzt ist die rechte Zeit, das am Anfang unvollständige Zitat zu ergänzen:

„Die Religionen scheiden und trennen, sie sind verbindlich; der Glaube verbindet nur, er lässt keine Unterschiede gelten, weil er keine kennt. Das ist sein Ruhm und sein Nachteil“ (V 36)

Gebet

Mag dies auch wie ein Schlusswort klingen, es kann noch nicht das Ende sein. Denn über den Glauben und seine Sprache ist das Wichtigste noch nicht gesagt. Die Sprache des Glaubens ist nicht in erster Linie das vom Zweifel stets neu zurückgenommene Sprechen über Gott. Schon im „Hier bin ich“ klingt es an: Die Sprache Glaubens ist das Gebet.

„Der Glaube beginnt und endet im Gebet“

„Beten - unsere einzige, unfehlbare Orientierungsmöglichkeit“ (V 101)

Über das Beten spricht Benyoëtz in seinem Werk immer wieder, es nimmt, wenn ich recht sehe, sogar einen zunehmend breiten Raum ein. Doch er schreibt keine Gebetbücher. Selten nur, und dann noch oft im Zitat, finden sich bei ihm kurze Gebetstexte. Warum auch Gebete schreiben? Sie sind da. Die biblische und die jüdische Tradition geben dem Gebet seinen Rahmen und seine Form. An sie können sich all die halten, denen diese Form geboten ist - auch wenn sie selbst immer wieder erbetet werden muss, damit die Form zum Gebet wird.

Doch auch wer in dieser Überlieferung betet, wird das Verstummen kennen. Das Verstummen, das selbst noch Gebet ist. Und das Verstummen des Gebets. Darüber schweigt Benyoëtz, weil darüber nicht zu sprechen ist. An dieser Stelle kehrt sich das „Hier bin ich“ des Glaubens noch einmal um:

„Auch wenn wir schweigen, kommt Gott nicht zum Verstummen; auch wenn wir verstummen, lässt Gott sich nicht verschweigen“ (V 26)

■ Michael Bongardt

Die Abkürzungen im Text bezeichnen folgende Werke von Elazar Benyoëtz:

V = Variationen über ein verlorenes Thema, München 1997

Z = Die Zukunft sitzt uns im Nacken, München 2000

F = Finden macht das Suchen leichter, München 2004

Für eine erste bio-bibliographische Information zu Elazar Benyoëtz ist hilfreich der Artikel von Cornelia Zetsche in: Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1945. Begründet von Hermann Kunisch, fortgeführt von Herbert Wiesner, Sibylle Cramer und Dietz-Rüdiger Moser. Neu herausgegeben von Thomas Kraft. Vollständig überarbeitete und aktualisierte Neuauflage. München: Nymphenburger, 2003, S.105-106

„Menschen und Dingen ihre Namen lassen“

■ Deutsche und Juden, Juden in Deutschland im Werk von Elazar Benyoëtz

Das Zitat, das ich für die Hauptüberschrift verwendet habe, stammt aus dem postum veröffentlichten Band des Komparatisten Peter Szondi: „Über eine „Freie (d.h. freie) Universität“. Stellungnahmen eines Philologen. - Szondi hat 1967 in einem eigenen Beitrag zu diesem Thema - „Deutsche und Juden“ - gefordert:

„Die Sprache einer künftigen Versöhnung dürfte nicht zuletzt die nüchterne Entschlossenheit vorbereiten helfen, allem Quidproquo abgewandt, Menschen und Dingen ihre Namen zu lassen.“¹

Zum Begriff „Dialog“

„Die Sprache einer künftigen Versöhnung“ darf also keine Gegenleistung, keine Verzeihung, kein Quidproquo zur Bedingung machen. Darauf kann auch kein Anspruch bestehen. Anlass für Szondis Forderung ist die fünfte Plenartagung des Jüdischen Weltkongresses in Brüssel von 1966. Bei einer Diskussion ging es damals um das Thema „Deutsche und Juden“. Als Rezensent für den Hessischen Rundfunk stellt Szondi als Philologe die Frage, welche Sprache eine „künftige Versöhnung“ haben kann. Er kontrastiert die Wortwahl des Philosophen Karl Jaspers mit der des CDU-Bundestagsabgeordneten Eugen Gerstenmaier, damals Bundestagspräsident. Gerstenmaier gehörte zum Kreisauer Kreis und zur Bekennenden Kirche.

Wo Jaspers nüchtern z.B. vom „Massenmord im Namen des Deutschen Reichs spricht“, redet Gerstenmaier nebulös und beschönigend - z.B. von „Katastrophe -“ und behauptet ernsthaft, dass es Antisemitismus erst gegeben habe, „als“ - O-Ton Gerstenmaier - „Hitler vor der Tür stand.“ - Nun waren auch die kirchliche und die ständestaatlichen Wi-

derstandsbewegungen, denen er selbst angehörte, nicht gerade frei von dem traditionellen Antisemitismus, wie man neuerdings z.B. in der Deutschen Gesellschaftsgeschichte von Hans-Ulrich Wehler dokumentiert nachlesen kann. (Wenn es Belege braucht.)

Die Nüchternheit, die Szondi fordert, erkennt er in den Sätzen von Jaspers wieder: „Halb wissend sind wir dagestanden, ohne etwas Wirksames zu tun.“ - Und: „Wer kann den Massenmord der sechs Millionen verzeihen? Ein Recht dazu hätten nur die Ermordeten selber. In ihrem Namen kann niemand sprechen, kein Mensch und kein Staat und keine religiöse Institution.“

Mit dieser nüchternen Sprache ist nicht einfach der platonische oder später der aufklärerische Dialog gemeint, der auf Konsens abzielte, um Erkenntnisse zu gewinnen und Konflikte zu lösen. - Szondi ging in seinen politischen Beiträgen - nicht anders als in seinen wissenschaftlichen Schriften zum modernen Drama und zur modernen Lyrik - davon aus, dass die Gesellschaft, in der Auschwitz möglich wurde, gar nicht durch Dialog, sondern durch Entfremdung, auch durch erpresste Versöhnung charakterisiert ist: Um den Preis von Namen und den Lebensgeschichten, die sich mit ihnen verbinden.

Meiner Meinung nach handelt es sich bei Elazar Benyoëtz' Büchern und Text-Montagen gar nicht um einen Beitrag zur Geschichte einer Idee wie Dialog oder Gespräch, sondern um den Vollzug einer Anrede, die eine Adresse sucht. Im Sinne des Zitats von Szondi appelliert diese Dichtung an eine Adresse, „die Menschen und Dingen ihre Namen läßt.“ - Von hier bekommen Namen, Zitate und traditionelle Formen bei Benyoëtz ihren Sinn: im Sinne ihrer Vergegenwärtigung.

Literarische Kommunikation

Wohl hinter jeder Kommunikation, erst recht hinter literarischer Kommunikation, steht mehr als der Wunsch nach bloßer Verständigung oder nach Austausch von Information. - Es geht auch um Wünsche wie um die nach Anerkennung, Rückspiegelung und Gleichberechtigung: „Menschen und Dingen ihren

¹ Peter Szondi: „Deutsche und Juden“, in: Ders., Über eine „Freie (d.h. freie) Universität“. Stellungnahmen eines Philologen. - Aus dem Nachlaß herausgegeben von Jean Bollack u.a., Frankfurt/Main 1973, S. 62-67.

Namen lassen“ ist denn auch deutlich als Forderung markiert.

Auch die Dialoge bei Platon haben ein asymmetrisches Verhältnis, zwischen Lehrer und Schüler nämlich, zum Anlass. Ihr Ziel ist nicht die Durchsetzung einer Position, sondern eine begründete Übereinstimmung, wenigstens ein Minimalkonsens. In der Form des Dialogs wird es zugleich im Vollzug gezeigt. Voraussetzung des Dialogs ist der Verzicht auf Täuschung, nicht auf Zuneigung, Großzügigkeit und Rhetorik. - Der Schreibende wie der Diskussionspartner fordert den Lesenden als ein Werbender heraus; er versucht, seine Lage und seine Stärken zu erkennen; er schreibt ihm Eigenschaften zu und versucht ihn damit zu einem Gesprächspartner aufzubauen. Auf dem Weg werden Rollen des Ich und des Anderen entworfen, übergeworfen und verworfen, anerkannt, abgewiesen - und nicht selten auch gewechselt.

Was bedeutet das für die Lektüre von Benyoëtz' Werk? - Das Subjekt der literarischen Kommunikation ist gar nicht der Autor, sondern der Leser, der die Lektüre als Dialog verantwortet. In diesem entscheidenden Punkt übrigens kommen die Tora und die wissenschaftstheoretisch begründete Allgemeine Literaturwissenschaft überein. So bemerkt Franz Rosenzweig in seinem „Stern der Erlösung“: „Das Ich entdeckt dich in dem Augenblick, wo es das Dasein des Du durch die Frage nach dem Wo des Du behauptet.“²

Benyoëtz schreibt in seinem neuen Buch „Finden macht das Suchen leichter“: „Bist Du gerührt, / bin ich gescheitert; / ich wollte dich bewegen“. (S. 35) - Leser und Zuhörer zu bewegen - das war seit der Antike das selbstverständliche Ziel der Redekunst und des Stils, dem Äquivalent der Stimme des Autors in der Schrift. Cicero hat diesen Zweck und einen Katalog von Mitteln in seinem Lehrwerk „De oratore“ („Über den Redner“) formuliert. Die offene Form lässt der Rhetorik freien Lauf: „Tua res agitur“, „Deine Sache wird verhandelt“, ist Ciceros Formel für die beabsichtigte Wirkung rhetorischer Mittel. - Was hat sich historisch verändert an dieser Wirkungsweise?

Lange Zeit ist die Wirkung von Literatur doch nach dem Vorbild der Ansteckung gedacht worden: Die reinigende, kathartische Kraft der Tragödie, das ansteckende Lachen der Komödie sind Beispiele dafür. - Für das Bürgertum beanspruchten die Künste, der Spiegel zu sein, in dem es mit sich selbst ins Reine kommt; ins Reine oder in die Abgründe des kulturell Verdrängten: in Form z.B. der entlarvenden Aphoristik und Essayistik, die aufgrund französischer Vorläufer vor allem bei Nietzsche, Karl Kraus, Walter Benjamin und Theodor W. Adorno in Deutschland wenigstens phasenweise geläufig wurde. „Pathos der Distanz“, Immunisierung gegen Fragmentierung des Ich statt der Empathie, Entfremdung statt Dialog sind die neuen Stichworte für diese Entwicklung.

Um so mehr dominiert im deutsch-jüdischen Verhältnis das Gefühl, sich gegenseitig als Personen zu verfehlen, weil die Vorgeschichte allein schon durch konkrete Begegnungen präsent wird. Diese Befangenheit ist unvermeidbar; sie kann sich mit der Zeit - und mit dem wachsenden Wissen - auch nicht vermindern, sondern verdichten zum Schuldabwehrmechanismus (Adornos Diagnose zur öffentlichen Rede über die Shoa).

Bewährungsprobe des Dialogs: Der Brief bei Benyoëtz

In Benyoëtz' Collagen seit „Treffpunkt Scheideweg“ sind vielfach Briefe an Leser abgedruckt. Man erkennt, wieviel die Form der brieflichen Mitteilung für den besonderen Bezug zum Leser bedeutet: in Aphorismen wird ja nichts über den Situationszusammenhang mitgeteilt. So wie umgekehrt diese Briefe selbst über die angesprochene Situation hinausweisen und im Übergang selbst aphoristisch werden. Im Brief bekommt der Dialog eine Physiognomie, es geht also auch um die „Namen und Dinge“, von denen Szondi spricht. Wäre die Briefkultur aber tatsächlich so dialogisch und an Situationen und Personen gebunden, wie ihre Form es suggeriert, dann wäre es um ihr Verständnis bei einer Nachwelt auch schlecht bestellt. Wie weni- ▶

² Rosenzweig, S. 195

„Menschen und Dingen ihre Namen lassen“

ge Briefantworten großer Briefschreiber sind überhaupt überliefert, und wenn doch: wie häufig enttäuschen sie. Der Absender gewinnt oder verliert sich am Adressaten, und zunächst allein dadurch wächst auch dem Adressaten Bedeutung zu: als einer Fassung, die der „Worthaltung“ des Autors zu gute kommt.

Gewiss: Die Ideologien des 20. Jahrhunderts, die Diagnosen der atomisierten Gesellschaft und die Tendenz des psychologisierenden Bewusstseins, Empathie als quasi pathologische Projektion anzuzweifeln, haben auch diese Tradition fragwürdig gemacht. Und es ist ja wohl auch richtig, dass nicht sehr viele solcher Briefe auch unter Gelehrten und Schriftstellern oft mit Verspätung und kaum anders als pflichtschuldigst und ohne Innständigkeit beantwortet werden.

„Ich bin so gern unbrauchbar“

(Es sei denn, ihr pragmatischer Gehalt erfordert eine prompte Reaktion.) In den Briefen von Benyoëtz ist der Briefpartner - in der Tradition der jüdischen Auslegungsliteratur - wohl meist auch Personifikation des eigenen Gewissens, mal Ratgeber, mal Berater: Als Angebot, am mitgeteilten Leben eines anderen Menschen teilzunehmen, um ihn zurückspiegeln zu können. Gert Mattenklott hat diese Tradition in seinem Buch „Über Juden in Deutschland“ anhand von Privatbriefen seit der frühen Neuzeit bis zum Exil nachgezeichnet.

Benyoëtz' Briefstil verbündet sich auch immer wieder gern mit der Form des modernen komischen, auch des bitter-komischen Briefs, der zur höheren Nonsense-Literatur der Moderne zu zählen ist. Für die Literatur interessant ist seit der Aufklärung oft weniger der Inhalt als der Gestus seiner Mitteilung. Seit Christian Fürchtgott Gellerts durchschlagender Briefreform aus der Mitte des 18. Jahrhunderts gilt das gesprochene Wort, die kultivierte Konversation, als Vorbild des Briefes.

Ich gebe ein Beispiel: In einem Brief nach einem gemeinsamen Besuch der Dresdner

Semper-Oper vor reichlich sechs Jahren teilt Benyoëtz mir als erstes mit: „Aus der Zauberflöte ist eine Zauberhose geworden: Immer wieder zieht sie mich in die Oper.“ - Durch philologisch-linguistische Analyse ist hier nichts zu gewinnen, nicht einmal viel zu erklären. Eher durch den Hinweis darauf, daß diese Zauberhose in Dresden für mich auch eine Leihhose war. Im Mittelpunkt des Briefs steht die mitgeteilte Freude darüber, über die Entfernung an ein kaum wiederholbares gemeinsames Erlebnis anzuknüpfen. - Solche Briefwechsel sind von allen konventionellen und zünftigen Formeln befreit und nicht mehr allein auf die Pflicht zur Nachricht festgelegt. Mit dem pragmatischen Ernst von Sachzwängen geben sie auch die Festlegung auf soziale Rollen auf. Sprachliche und logische Regeln scheinen nur erfunden zu sein, um verballhornt zu werden. Albernheit lässt sich wohl nur begreifen, wenn man den moralischen Ernst der ohnedies längst gescheiterten bürgerlichen Aufklärung beiseite lässt und diese Sabotage von Hochkultur genießen kann. Und nebenbei: Gibt es überhaupt Briefe von Mozart, die an Albernheit zu überbieten wären? Nicht dass ich wüsste. - In solch ausgelassener Privatheit mag das ansteckende Glück eines unbeschwerten Heranwachsens zurückkehren, das Benyoëtz schon mit zwei Jahren verloren hat, und die kein sinnvoller „Dialog“ wiederbringen kann. - Weil man am Kindischen sonst nichts Brauchbares finden kann, geht es ihm nicht anders als dem Faulen oder dem Sentimentalischen: Es zieht die verstörten oder missbilligenden Blicke der am Nutzen Interessierten auf sich. - Und Benyoëtz weiß das ganz genau: „Ich bin so gern unbrauchbar“, schreibt er in einem Aphorismus.⁵

Zum Selbstverständnis des Aphoristikers Benyoëtz gehört es, daß er in dieser wohlunterscheidenden Form sich das Recht nimmt, die Dinge nicht etwa „besser“, sondern einfach „anders“ zu wissen und dieses Recht auch provokativ, gelegentlich auch schroff einzufordern. Ob das eine Schule eines noch ausstehenden Dialogs sein könnte?

⁵ Finden macht das Suchen leichter. München, Wien 2004, S. 118

Eine Begegnung mit dem Dichter

■ Elazar Benyoëtz

Der Normalfall, einen Autor kennenzulernen, führt über das Buch. Zu Elazar Benyoëtz habe ich jedoch über eine persönliche Begegnung gefunden. Lange schon hatte ich eines seiner Bücher im Bücherschrank, gelesen und auch wieder weggelegt. Dann, eines Tages, kam ein junger Theologiestudent, der Benyoëtz in Jerusalem kennengelernt hatte, zu mir und fragte, ob ich eine Lesung in Bonn, falls sie zustande käme, musikalisch umrahmen würde. Es kam dazu. Er las und ich spielte einige kleinere Stücke und Improvisationen mit meinen bescheidenen Möglichkeiten auf der Harfe. Dies war der Anfang einer Begegnung mit dem Dichter, aus der mehr und mehr eine Freundschaft erwachsen ist. Sie wurde vor allem dadurch gefestigt, dass ich ihn während meines letzten längeren Jerusalemaufenthalts vom September 2003 bis April 2004 in seiner Behausung in Jerusalem und Tel Aviv mehrmals besuchen konnte. Es kam immer zu hoch interessanten Gesprächen über sein Werk, über weitere Pläne, über christlich-theologische Fragen, bisweilen auch über Politik und über sein Verständnis jüdischen und christlichen Lebens. Dabei sprach die Sorge aus seinen Worten, dass die Botschaft, die er gerade als deutschschreibender Dichter nach Deutschland vermitteln möchte, ungehört verhallen könnte. Ich glaube zwar nicht, dass sie ungehört verhallt, aber ich verstehe aus seiner Lebensgeschichte diese Sorge. Denn Elazar Benyoëtz, der 1937 im österreichischen Wiener Neustadt geboren wurde, von wo sich seine Eltern zwei Jahre später mit ihm und seiner Schwester auf der Flucht vor der heraufziehenden Gefahr nach Israel begaben, ist erst Mitte der 1960er Jahre in die deutsche Sprache zurückgekehrt und schreibt seine Poesie seitdem in deutscher Sprache, von der er weiß, dass es die Sprache der Täter ist. Hebräisch war ihm zuvor schon zur Muttersprache geworden, nachdem der Vater früh verstorben war. Von daher das Anliegen, vor allem mit der nachwachsenden Generation in Deutschland ins Gespräch zu kommen, Vergangenes zu erinnern und Zukünftiges zu eröffnen. Dies ist auch einer der Gründe, warum Benyoëtz seit mehreren Jahren mit

dem Theologischen Studienjahr an der Abtei Hagia Maria Sion in Jerusalem verbunden ist und dort regelmäßig Dichterlesungen hält. So auch im vergangenen Jahr. Ich freue mich, dass in Bonn eine theologische Dissertation auf dem Weg ist, die dazu beitragen wird, das Werk des Dichters zu erschließen und seine Bedeutung auch in theologischer Hinsicht herauszuarbeiten. Ich bin davon überzeugt, dass eine breitere Rezeption erst noch bevorsteht und freue mich, dass ihm auch die Burg Rothenfels die Gelegenheit gegeben hat, mit dem Werk auch sich selbst ein wenig zu präsentieren.

Aus einem letzten Werk, *Finden macht das Suchen leichter* (München-Wien 2004), möchte ich abschließend einige Sätze herausstellen, die Zeugnis geben von der Kunst prägnanter, treffsicherer Sprache:

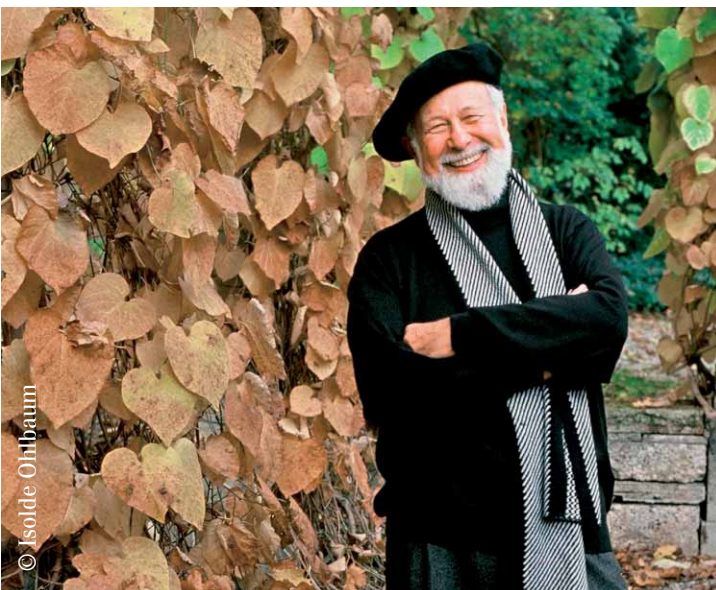
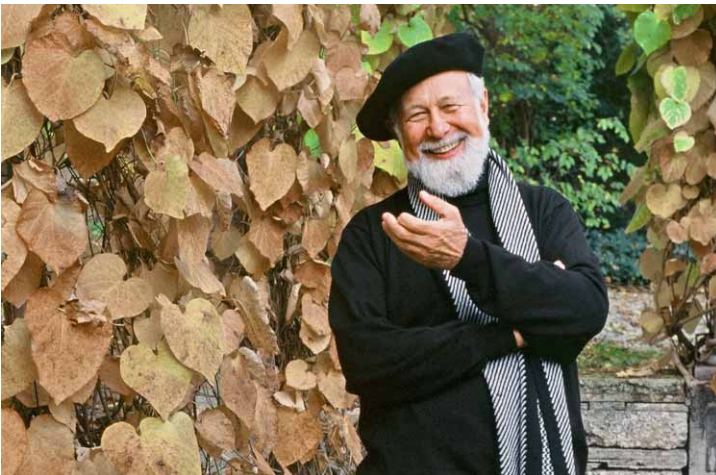
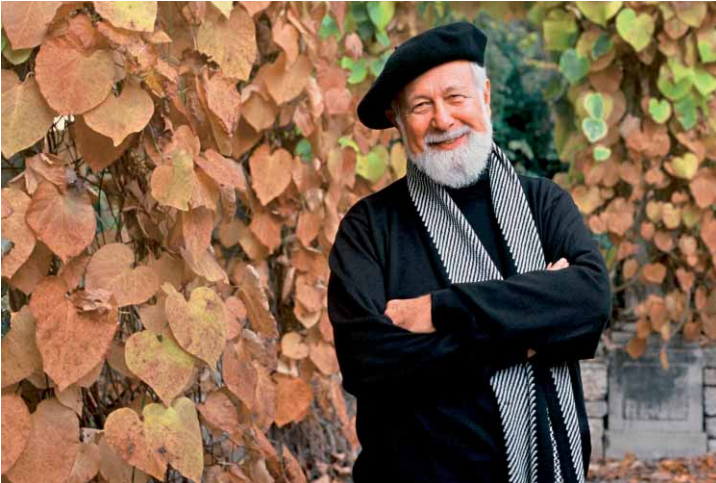
- „Wenn man etwas sucht, / gibt es nur noch / finden.“ (13)
- „Widersprüche / sind Sprüche“ (27)
- „Die schönste Frage / ist die beste Antwort“ (27)
- „Geht man zu weit, / kommt man zu kurz“ (76)
- „Humor beginnt, / wo das Lachen / vergeht“ (77)
- „Unfähig, / sich hinzugeben, macht man Geschenke“ (78)
- „Witz erschließt das Ausgeschlossene“ (80)
- „Denkt man heute / wie gestern, / hat man einen Tag / verloren“ (86)
- „Urheber / sind Schwergewichtler“ (90)
- „Auch verlorene Posten / müssen vergeben werden“ (97)
- „Brennende Problem / werden gelöscht“ (13)
- „Zukunft - / die Bürde des Alters“ (116)
- „Ein gutes Ziel / läßt den Weg / nicht enden“ (145)
- „Keine Zukunft / könnte / unsere Gegenwart / aushalten“ (145).
- „Propheten und Dichter / sind nie im Recht“ (211)
- „Das Suchen / aufzugeben / ist schwerer / als das Finden“ (199)

Ich wünsche Elazar Benyoëtz eine neugierige Leserschaft

■ Josef Wohlmuth

Der eingeschlagene Umweg

■ Elazar Benyoëtz



*Ruft die deutsche Sprache
nach Gott,
hörts ein Jude.
Kann das stimmen?
Es stimmt,
soweit es wiederhallt*

*Ich nehme mir vor
und bilde mir ein
und füge hinzu,
es möge sein
Ich habe ja nur die Sprache,
und sie wird wissen,
was sie an mir hat.
Sie ist nicht in meiner Hand,
ob ich mit Sprüchen komme
oder mit Zungen rede*

*Ich lebe in einer Stadt,
die keinen Engel
vor der Pforte hat
und kenne
meine nächste Umgebung
nicht*

*Alle Erklärungen sind gut,
man kann sich eine aussuchen:
keine wäre von mir.
Ich muss ja nicht wissen,
was ich weiss*

*Sollte ich müssen,
müsste ich sollen,
auch dann dürfte ich nicht*

*Einen Hebräer
seiner Sprache entreißen
und dem Deutschen
in den Rachen schmeißen:
Will, muss, darf es
seine Erklärung haben?*

*Weil ich nichts erklären kann,
gebe ich zu verstehen*

*Ich bäume mich auf
und trage meine Früchte
auf den Markt*

*Wer Heute sagt,
hat Gestern oder Morgen vor Augen*

*Kommt man von Gott,
hat man's schwer,
den Weg zurückzulegen*

*Gott wusste, wo die Welt beginnt,
aber auch, wo der Glaube endet*

*„Man kann vom Menschen nichts wissen,
was nicht die Form des Satzes
angenommen hat“*

(Georges Bataille)

Ob Salomo alle drei, ihm zugeschriebenen Bücher verfasste – Sprüche, Hohelied, Kohelet/Prediger – wollen wir nicht entscheiden; es möge uns genügen, dass er ihr Verfasser sollte sein können. Das war allerdings die Erwartung, und sie gilt.

Keine Weisheit, der nicht ein hohes Lied zugrunde liegt, die kein Kohelet krönt.

Die Sprüche sind Literatur genug, Weisheit hat aber auch lyrisch zu sein – und in Abgründe hinabzureichen

„wir wollen nicht mehr bloß das Poetische hören, also im Grunde nicht bloß das Lob der Schöpfung“
(Otto Flake, Bekenntnis des Romandichters, NDR 1928 1, S. 658)

Waschecht: was weder verblasst noch abfärbt

Du kannst deine Stücke schreiben, die Regie übernehmen, deine Rolle spielen – auf die Bühne kommst du nicht ohne Engagement

Einen neuen Sinn geben, kann immer nur einer, man kann aber nicht wissen, ob man der eine ist. Das muss man sich einbilden, die Einbildung dann wie ein Bild betrachten – und im Bild bleiben

„Wir meinen, wir müssten die Sprache der Bibel als Bildersprache auffassen; vergessen aber, dass diese Bilder lebendig sind und unsere Begriffe tot.“
(Ricarda Huch, Der Sinn der Heiligen Schrift. Leipzig 1919, S. 5)

Dreifaltigkeit kommt aus dem Zweifel, aber nicht danach

Die „Dreifaltigkeit“ – Gebet – Gedanke – Gedicht – vereint Sache und Person, unter Ausschluss des Höchsten: Gott kommt als G nicht in Frage, auch nicht in Betracht.

Der eingeschlagene Umweg

Im Gedicht komme ich ihm am nächsten: objektive Sprache, adäquater Ausdruck;

doch bleibe ich auf der Leiter – das Kunstwerk. Und münde in der Kunst.

In ihr gipfelt mein Können, und das Gekonnte verliert seine Geltung.

Das Gedicht kehrt zum Gebet zurück. Das Gebet – Ursprung, Abgrund, erste Regung.

Das Wort kommt zur Sprache, wird mündig. Mit dem Gedicht erfüllt sich das Wort:

*Es ist die Sprache,
die überzeugt,
nicht der Glaube*

Alles Leben ist Sprache. Die Existenz ist stumm – sie heisst Tod.

Die Wahrheit ist immer falsch, wenn nicht von Gott gesprochen

Gott lässt sich nicht auf den Reim bringen, und das ist von großer Bedeutung.

Gott wird im Wort in den Himmel gejubelt, als Wort tröpfelt Er zur Erde, versickert mehr und mehr. Der Dichter spricht

*„Es riecht nach Regen,
unter meinem Mantel
lechzt die Erde nach Dir.“
Lazarus Trost*

An dem Versuch, Gott auf den Reim zu bringen, scheiden sich die Geister.

Auch ein gewaltiger Dichter, wie Christian Hofmann von Hofmannswaldau, war der Versuchung erlegen – er kam nicht umhin, Gott auf Spott zu reimen.

Es ist immer das Letzte, und darin entpuppt sich die Dürftigkeit des Menschen, die Erbärmlichkeit seines geistigen Vermögens.

Kein Dichter ist begnadet genug, die Versuchung, Gott auf den Reim – auf einen Nenner zu bringen – zu bestehen

Brüderlichkeit

Wenn ich die Bedeutung meines Buches Brüderlichkeit mit drei Worten charakterisieren müsste, sie wären: Zitat, Skrupel, Credo.

Allen drei gibt das Buch einen neuen, durchgreifenden, also erschütternden Sinn.

*Eben diese Erschütterung
wird gedämpft
durch Credo,
Skrupel,
Zitat.*

Damit ist alles gesagt; damit war alles geleistet: Auf 87 Seiten, die weitgehend von anderen mitgeschrieben wurden – und in deren Geist nicht weniger als in meinem.

Das ist wichtig zu wissen, wichtiger noch zu verstehen.

*Es gibt keine Leistung
„aus eigener Kraft“.
Und auch die Geister
kommen nicht,
wie gerufen.*

Ich habe mir Gertrud Kolmar, eine gewaltige Dichterin, deren brutalen Tod man nicht genug beklagen kann, für dieses Buch vorgenommen. Das wollte ich, das musste sein, doch nicht mein Wille sollte geschehen. Christine Lavant drang in das Buch ein und beherrschte, gegen meine Absicht, die Szene:

*Eine katholische Dichterin,
die vom Leid ein eigenes Lied
zu singen wusste,
in einem Buch,
das ich ganz und gar,
von Anfang bis zum Ende,
jüdisch gedacht haben wollte*

Was das bedeuten soll, müssen Christen und Juden ausmachen.

Ich, ein Jude, denke mir – zitierend – folgendes:

*Mut zum Glauben –
eine Bedingung
für wahrhaftiges Denken*

*„Die folgende Nacht
hatte er ein Gesicht,
Jesus erschien ihm
und sprach zu ihm:*

Habe Mut!

*Wie du mich in Jerusalem
bekannt hast,
musst du mich auch in Rom
bekennen“*

Apostelgeschichte 23, 11

*Rom wie Jerusalem
sind nur noch
über Auschwitz zu erreichen*

Jede Religion hat ihre Billigkeit und in dieser ihren Untergang.

Christine Lavant, eine leidgeprägte, wie Gertrud Kolmar – in tiefster Demut stolze Dichterin, wollte, in ihrer Affinität zum Judentum ihren Katholiken etwas gesagt haben. Sie wollte aber auch noch, was ich nicht gut genug vermochte, mit ihrer eigenen Größe ein Hinweis auf Gertrud Kolmar sein. Das betrifft die Wahrheit vielleicht nicht, aber die meines Buches. Mit der Wahrheit muss man immer durch die Wand, sonst erkennt man ihre Wirkung nicht

Über Kajin und Abel spreche ich nicht, das tun hier andere, ich verweise aber gern auf einige Rezensionen: Anna Mitgutsch, Auf der Suche nach dem geraubten Erbe, in:

Der Standard, Wien, 28.10.1994; Gerhard R. Kaiser: Brüderlichkeit. Zu EB' neuestem Buch, in: Alma Mater Jenensis. Universitätszeitung, Jg.6, Nr.3, 1.Nov. 1994, S.7.

Heinrichsblatt, 101 Jg. Bamberg, 15.11.94, S.29 (Christoph Grubitz); Alfred Bodenheimer: Ich sollte ein reines Sprachorgan sein. Aphoristisches v. EB, in: NZZ, 19.1. 1995 ; Schalom Ben-Chorin: Glaube und Dichtung, in: Israel Nachrichten, 14.7.1995 ; Joseph Vincent, University of Cincinnati, Brüderlichkeit, in: Focus on Literature Vol. 3, No. 2 (1996), S.16f. ; Dr.Henry Holz, Weisheit zum Weiterdenken, in: Friede über Israel – Zeitschrift für Kirche und Judentum, Hamburg Nr.3-4 1996/Nr.1./ 1997

Wacht auf!
Ihr seid der Weg zur Schlacht!

Beiden Dichterinnen ging eine Dritte voraus. Die Dritte ist immer die entscheidende, nie genannte, in meinem Buch Brüderlichkeit heisst sie Ite Liebenthal.

Der eingeschlagene Umweg

Sie stand – an ihren Geliebten, Erich Berger, gestützt – am Rande des seherischen, instinktolosen George-Kreises, dem sie ihren Untergang verdankte. Mit ausbrechenden, ihr entlaufenden Tönen, sprach sie an dem Volk der Dichter und Denker vorbei:

Ihr schlaft noch, stille Strassen? Warum springen
Die Steine nicht aus den bedrohten Mauern?
Laßt ihr die Zeit in euren Winkeln kauern,
wenn wir dem Sieg ins Todesantlitz singen?

Der Frieden lügt, den eure Giebelbogen,
den eure Dächer auf uns niederdämmern.
Wir werden euch aus eurer Ruhe hämmern!
Ihr saht die andern, die vorüber zogen,

Und öffnet euch vor uns noch wie die Gassen,
durch die der Sonntag ging mit Festgebärden.
Wacht auf! Ihr seid der Weg zur Schlacht! Wir werden
Dröhnende Spur auf euren Steinen lassen!

Ite Liebenthals Bruder, Werner, habe ich in Jerusalem kennengelernt. Er war Rechtsanwalt, Pianist und philosophierte gern - hauptsächlich um Albert Schweitzer herum. Ich habe ihn nur einmal kurz, mir zu liebe, spielen gehört. Er sagte dann, er habe einmal, in frühester Jugend, Stefan George vorspielen dürfen. Vor seinem Flügel stand ein kleines Büchergestell: Sinn und Quintessenz seines Lebens - Alles von George, fast alles um George herum. Mit diesem ersten Eindruck war ich ins letzte Geschehen hineingewirbelt und eingeweiht.

An sie denkend, die Hälfte ihres Lebens zusammenfassend, widmete ich ihr zwei Zeilen:

*Du bist nicht einmal
im Besitz deiner Liebe
Du hast Zeit genug,
dir eine Stunde,
deine
zu stehlen*

Die dritte Zeile war schon an mich gedacht

*Du kannst dein Leben
nicht verändern,
aber deinen Tod:
wenn du nur weißt,
wohin du lebst*

Ich habe oft an Ite Liebenthal denken müssen, aber weder mein Denken noch mein Müssen vermochten einen Verlag zur Herausgabe ihres schmalen Werkes zu bewegen.

In meiner Brüderlichkeit ist ihre Stimme wohltemperiert zu hören, sie macht die Stimmigkeit des ersten Teiles aus. In den Anmerkungen zur Brüderlichkeit hiess es:

„Ite Liebenthal (15.1.1886 Berlin - nach 1941 aus Berlin deportiert). Ihr einziger Gedichtband, dem das Gedicht entnommen ist, erschien 1921. Es enthält 43 Gedichte und eine schwere Vorahnung. Vgl.: Elazar Benyoetz, Ich habe ein Leben, das brennt wie ein Licht. Im Gedenken an Ite Liebenthal. In: Paian. Heft V/VI, Berlin 1968, S.25-26

Dein Gehen sei bleiblich

*Ich komme schnell,
behänd, gelaufen,
und komme nicht von Fleck*

*Ich schreibe die Geschichte
meines Flecks
und sehe grün
und starr*

*Es ist alles im Kommen,
es geht*

Im Paradies herrschte das Verbot, also musste man sich erlauben.

Seitdem schleppen wir das Paradies mit uns und wissen nicht, wie wir es loswerden

Genau

Man hat schon immer

mehr gewusst

als man wissen kann;

das ändert sich:

man will genau wissen

Um seine Fehler einzusehen, braucht man Zeit, diese Zeit ist nicht verloren, aber vergangen.

Haben es die Christen mit ihrer Erwartung dadurch leichter, dass sie wissen, wer da kommen soll, und darum auch, wer da genau immer ausbleibt?

Ist das genaue Wissen nicht gerade das Verhängnis?

Der Unbekannte ist im Kommen, der Bekannte trifft ein und wird getötet, man kennt ihn ja und traut ihm nicht über den Weg, den man schon einmal enden sah

Die Augen der Gläubigen sehen das Geglaupte am schärfsten. Ihr Zeugnis gilt, aber nur den Gläubigen. Schon Thomas, dem Zwilling genannten, genügte ihr Zeugnis nicht.

Und sein Zweifel war doch nur der Ausdruck seiner vollkommenen Hingebung an die Wahrheit. Jesus musste, um ihn zu überzeugen, für ihn durch die Scheidewand gehen. Was Jesus aber für Thomas tat, das tut er nicht für uns

Ein Abschiedsdank an Annette Kolb

„Ja, wie am Strassburger Münster, sie sind so blind.“ (Annette Kolb an Rene Schickele, 4.4.1933)

Sie steht - die Strassburger >Synagoga< - zwischen ihr und Schickele, dem Elsässer.

Ist >Synagoga< aber nicht überall und immer die Blinde? Musste sie örtlich bestimmt werden? Ja, denn freilich ist die Strassburger >Synagoga< so blind wie jede andere, doch im Gegensatz zu anderen ist sie von innerer Klarheit und äusserer Anmut; Hoheit und Ergebung ausstrahlend. Sie ist die in Niedererschlagenheit Thronende.

Sie hat alles in sich und an sich, nur keine Macht in Händen.

Die andere, die Rivalin, Ecclesia, hat alle Macht in Händen; sie, Synagoga – allen Zauber an sich.

Darüber, dass sie die Macht entbehren kann, gibt die Augenbinde Aufschluss.

Während Ecclesia's Macht und Herrlichkeit nicht zu übersehen ist, zieht Synagoga alle Aufmerksamkeit auf sich; kein Augenblick, der gern bei der Machtvollen verweilt.

So steht sie vor uns: gebrochenen Zepters, doch nicht gebrochenen Mutes; nichts habend, nur gewinnend

Anfang und Ende

Ich stehe mitten

in der Versammlung

meiner Erinnerungen

Ich bin schon Gast

in meines Vaters Alphabet

„in der Hofsprache des Himmels,

ich meine die hebräische,

mit Feuer am Himmel geschrieben“

Lichtenberg an Jacobi, 6.2.1795

Die Würde der Frage

„Vor Gott keinen Doppelpunkt, nach ihm kein Ausrufezeichen“ - aber zwischen Gott und Mensch ein Fragezeichen?

Würde vor Gott ein Doppelpunkt stehen, wäre er durch anderes definiert und identifiziert, identifiziert mit etwas, das ihm zwar zugeschrieben wird, ihm aber nicht gleich sein muss, nicht gleich sein kann. Was könnte dem Unvergleichlichen gleich sein? Stünde der Doppelpunkt nach Gott, würde das Nachfolgende zwar von Gott her verstanden, Gott aber wäre in beiden Fällen nicht von ihm selbst her verstanden. Ein Ausrufezeichen nach Gott könnte Selbstverständlichkeit zumindest suggerieren, mit Emphase sogar, doch mit ihr zusammen wird dieses Zeichen abgelehnt. Der Gestus des Überzeugens überzeugt nicht. ‚Bezeugt ihr mich nicht, so bin ich nicht.‘ Wie aber Gott bezeugen, ohne zu überzeugen, wie von ihm und zu ihm reden, ohne zu überreden? ‚Glaub mir, du musst mir nicht glauben; lass nur zu, dass ich dich nicht lasse...‘ Selbst ohne Punkt und Komma geriete die Rede ins Stocken, in Widerrede, Widerruf, Widersprechen und dennoch - Weiterprechen, von vorn und aufs Neue. Unvergleichbar ist er zwar nicht, doch welcher Vergleich könnte ihm gleich- oder auch nur nahekommen? Wie sollen wir, sollten wir's denn können, von Gott reden, avec ou sauf le nom, zwischen Polynymität und Anonymität?

Ist Gott weder selbst- noch andersverständlich, ist er fragwürdig geworden. Fragwürdig geworden ist nicht nur, wie, sondern ob er überhaupt zu verstehen ist, wenn nicht als etwas, was er nicht ist.

Doch selbst jenseits des Seins und aller Zeichen ‚ist‘ Gott nur in der Sprache, die mit uns beginnt. Ist unsere Sprache der einzige Weg auch zum Unaussprechlichen, geht Gott in ihr über sie hinaus. Ist Gott so wenig selbstverständlich wie selbstredend, spricht er mit uns nur in unseren Worten. Unsere Fragen nach ihm, dem Fernnahen, stellen unsere eigenen Worte in Frage. Können wir sie halten, die Worte, die wir ihm verleihen? Wir sprechen und versprechen wie wir versagen. ‚Mein Gott!‘ Wer Gott anruft, muss ihn nicht verstehen. Wer Gott anruft, versteht sich in

seiner Rufnähe, gehört ihm zu im Hinhören auf das, was zu ihm spricht und sich ihm gibt. Gott ‚gibt es‘ nur so, wie es uns gegeben ist, das Wort zu halten, in dem er sich gibt. Sprache in Worthaltung: eine Gottesgabe im Doppelsinn, von Gott gegeben und ihn gebend, wo und wenn es sie gibt.

„Bedeutungen gibt es“, schreibt Elazar Benyoëtz, „nur im übertragenen Sinn“. Bedeutung hat nur, was jemandem etwas bedeutet. Das muss nicht für jeden dasselbe sein. Sinnübertragung ist Sinnkreation. Die Jerusalemer Dichtung von Elazar Benyoëtz ist „poesinnstiftend“ im kühnen Spiel mit der Sprache und zugleich so behutsam, dass „auch das Sinnlose seine Bedeutung immer behalten wird“. Sein gezielter Verzicht auf Eindeutigkeit ist gewollte Vielstimmigkeit, die dazu einlädt, dem zur Sprache Gebrachten und Herbeizitierten unsere Stimme und eine neue Bedeutung zu geben. Sein Nachdenken über die von Menschen gegebenen und gebrochenen Worte ist verbunden mit Variationen über ein Thema, das mit den nicht gehaltenen Worten und der ‚Brüderlichkeit‘ zusammen verlorengelassen: Glaube an Gott, vor dem wir Geschwister sind, Glaube als „Wachhalten an Gott“, Sich-an-ihn-Halten mehr denn als Festhalten dessen, der sich nicht fassen noch halten lässt. Vor Gott Wort halten, das heißt, sein Wort offenhalten. Das Finden des Sinns heißt Weitersuchen.

Menschenwürde ist Fragewürde, Würde mit allem Wenn und Aber. Darauf, vor allem, macht das unruhige Denken von Elazar Benyoëtz aufmerksam. Viele seiner Aphorismen

Elazar Benyoëtz lesen!

- I. Wie beim Schütteln des Siebes das Gold zurückbleibt, so beim Lesen seiner Bücher der Aphorismus.
- II. Sein Aphorismus erfasst uns schneller als wir ihn erfassen.
- III. Wie es keinen Kelch ohne Blätter gibt, so bei ihm keinen Aphorismus ohne das Gedicht.

■ Matthias Hermann

men kreisen um uralte biblische Fragen, so vieldeutig, hinter- und abgründig, dass keine Antwort ohne Frage bleibt. Ist aller Gründe Grund die Bodenlosigkeit, ist auch der Glaube nie fraglos, nur grundlos. So grundlos wie die Liebe, die in der Würde der Frage gründet.

*Er nahm Abels Spende an
und würdigte ihn keines Worts,
mit Kajin aber sprach er
Abel fand Gefallen bei Ihm,
Kajin Gehör.
Gott schätzt den Fragenden*

*Im Fraglicht stehend,
vernahm Hiob die Stimme,
deren Nachhall er geworden ist,
da er sprach:
„Mibesari echesé Elohá“
(19, 26) -
Unter meiner zerfetzten Haut
schimmert mir Gott entgegen*

Kain, der fragwürdige Frager, der Mörder, der seines Bruders Hüter nicht sein wollte, neben Hiob, dem Gerechten, der sein von Gott versehrtes Leben verantwortet - welch subversiver, grundstürzender Parallelismus. Gottesoffenbarung in Frageform, Theophanie in der Tiefe, Erscheinen unter der Haut: Hierbinich. „Was außer Frage steht, kommt niemals in Betracht“. Gott kommt in Betracht, weil er, mit Hiob, im Lichte einer Frage steht, in einem Licht, das sein Dasein mehr verdunkelt denn erhellt. Der gestellten Frage aber muss er sich stellen. Muss er?

*In seinem Elend fordert Hiob
Gott zur Antwort auf -*

*„Deine Frage ist berechtigt“,
sagt Gott zu ihm,
„bist du aber berechtigt
zu dieser Frage“*

Gott bezieht Stellung zu Hiobs Frage. Er antwortet dem Fragenden, ohne Fragezeichen, mit einer Rückfrage, die seine Frage so unangestastet wie unbeantwortet lässt. Er stellt den Fragenden mitsamt seinem Fragen erneut in Frage. Er verweigert die Beantwortung der Hiobsfrage und ineins damit jegliche Selbstrechtfertigung. Doch gerade so

stellt er sich zu Hiob, in Frage, ins Licht, ins Dunkel: Hinneni.

Wer stellt hier wen in Frage - lässt sich das noch fragen? Hatte Kains Frage nach der Menschlichkeit des Menschen größere Berechtigung als Hiobs Frage nach der Göttlichkeit Gottes? Gewiss ist nur dies: das Fragwürdige wird nicht verleugnet. Zwischen Gott und Mensch bleibt ein Fragezeichen. Aber es bedeutet nicht Negation, sondern Relation. Die Fragen haben ihre Adressaten. Sie entspringen einem Sprechenden, einem dialogischen Denken im Angesicht des Anderen, der zwar sein Antlitz verbirgt, aber in Hörweite bleibt. Einander noch in der Abwendung zugewandt, sind die Fragenden verwickelt in ein lebenslanges Gespräch, ein Gebet aus Glaube und in Zweifel. Nur darin und nur deshalb kann Gottes Ferne so nahegehen.

Aber die Frage, die trennt und verbindet, wie wäre sie zu stellen und wie ihre Offenheit auszuhalten? Ist jene bindende Trennung durch das Fragezeichen letztlich wie erstlich nur grundlose Liebe - zum Fragwürdigen? Dann gäbe es immerhin einen Grund, das Fragezeichen zwischen Gott und Mensch nie auf einen Punkt zu bringen.

■ Claudia Welz

Elazar Benyoëtz im Rimbaud Verlag

Das Mehr gespalten
Einsprüche. Einsätze
(Rimbaud Taschenbuch Nr. 36/37)
ca. 160 S., brosch., 2005
ISBN 3-89086-638-7 ca. 15,- eur

Was Elazar Benyoëtz' Sinnsprüche, Sätzen, Bemerkungen, Maximen so anregend macht, ist sein Blick, sein Gespür für die Vieldeutigkeit von Worten und die Zusammenhänge, in denen sie stehen; für verblüffende Unterscheidungen, Paradoxien, Zuspitzungen. Seine Bücher sind reich an Einfällen, Einwüfen, Einsichten, die - eine seiner besonders schönen Prägungen - in einem durchdringenden „Fraglicht“ erscheinen.

■ Walter Helmut Fritz

Brüderlichkeit

■ Brüderlichkeit - Entzweigungen, Verzweigungen, Annäherungen, Sich-wiederfinden

„Fremdwörter sind die Juden der Sprache.“ (Adorno) - Was ist es damit, dass ein Jude aus Jerusalem im einstigen Land der Dichter und Denker Deutschen ihr Deutsch zu einer Fremdsprache zu verwandeln versteht? Oktober 2004 - in der Eisenbahn rattere ich durch farbige Herbstwälder Richtung Burg Rothenfels. Ausser Elazar Benyoëtz kenne ich niemand von denen, die an diesem Tag aus allerlei Richtungen angereist kommen - angezogen von einem Thema, das niemand, der es einmal entdeckt, verloren geben kann. „In jedem, der sich um theologische Erkenntnis bemühen will, muss ‚Abraham‘ erwachen“, schrieb R. Guardini vor etwa 40 Jahren. Mit der Feststellung, dass wir wegen Abraham zusammengefunden haben, gibt Benyoëtz den Auftakt am ersten Abend. Was ist es mit jenem Mann, der mit Zelt und Altar ein ihm vormals unbekanntes Land der Länge und Breite nach durchmass, dass aus seinem Leben und Glauben etwas durch Jahrtausende herüberstrahlt und uns vielfach optisch getäuschte und der Koordinaten beraubte Menschen beim Namen ‚Abraham‘ wieder Hoffnung schöpfen lässt, Hoffnung wider Hoffnung (Röm 4,15)? Ist Abraham dieses Herüberstrahlens wegen schon „unser aller Vater“ (Röm 4,16)? Sind wir auch schon „alle Brüder“ (Mat 23,8)? Wie steht es um Brüderlichkeit und Bruderschaft? Was verbrüdert bloße Bruderschaft zu Brüderlichkeit? Bruderschaft impliziert Vaterschaft bzw. Mutterschaft. Wir müssen in diesen Fragen hinter Abraham zurück und über das Motto der Französischen Revolution „liberté, égalité, fraternité“ hinaus, um in der Wirrnis der Beziehungen, in den Spannungen und Rissen, in der Entfremdung und Verfeindung, in den unerfüllten Sehnsüchten oder den vorschnellen Statuierungen dem auf die Spur zu kommen, was „Brüderlichkeit“ besagen, bezeugen, bewirken kann. Die an salomonischen Triangulationen geschulten Texte von Benyoëtz führen in jene Vorzeit zurück und bringen durch ihre sperrige Reflektiertheit und ihren provozierenden Hintersinn den

Ertrag sicher durch das Krisengebiet weltgeschichtlicher Verspanntheit. Die nachfolgende biblische Besinnung knüpft locker an bei Texten von Benyoëtz und ebenso an Erlebnisse, Unterhaltungen und Auseinandersetzungen auf der Tagung. „Der Mensch lebt von Fall zu Fall“ (E.B.). Jakobus, der an die zwölf Stämme in der Zerstreuung schrieb, mahnt: „Seid nicht viele Lehrer, meine Brüder, da ihr wisst, dass wir ein schwereres Urteil empfangen werden, denn wir alle straucheln oft.“ Der Kohelet warnt noch lange vor der Gutenberg-Galaxis vor den vielen Büchern. Worte können entzweien, viele Worte zerstreuen. Das diabolisch verdrehte Wort brachte den ersten Menschen zu Fall, das symbolische Kapital der Sprache bekommt in gewisser Hinsicht doppeltes Gewicht, und es steht unter einem Urteil. Die Bäume, die von Gottes Güte zeugten, braucht der gefallene und geängstete Mensch als Versteck. Und der Frage „Wo bist du?“ folgt in der erstmöglichen Generation eine andere: „Wo ist dein Bruder Abel?“ Die aufspürenden Fragen legen aber in der Verzweiflung Hoffnung nahe, die Spur des Worts ist nicht verschwunden. Die sinnträchtige Namenreihe von Adam bis Noah bringt den Trost in Sichtweite. Nach dem Flutgericht aber wird

„Die Juden sind das Kulturgenie unter den Völkern. Nicht, weil sie am meisten Kulturwerte geschaffen hätten; sie allein predigten und prägten das Leben als Kultur. Nicht Kulturgüter sind ihnen heilig, sondern das Leben selbst.“ (Sahadutha, S. 14). Woran wollte mich dieser bedeutende Satz erinnern, seit ich ihn gelesen hatte? Eines Tages hatte ich es: Einst erregte man sich in Wien darüber, daß Räume, in denen früher Kunstausstellungen stattgefunden hatten, nun der Versorgung von Besuchern eines eucharistischen Kongresses dienen sollten. Karl Kraus „Die Auspeisung von Pilgern ist notwendig und hat wie jegliches Ding im Leben mehr mit der Kunst zu schaffen als eine Ausstellung von mittelmäßigen Malern.“ (Fakkel 354-6, 63; 1912) Der eine Satz scheint die Kippfigur des anderen, der eine privilegiert das Leben, der andere die Kunst, beide berühren am selben Punkt deren gegensätzliches Ineinander.

■ Joachim Kalka

in der Familie Noahs der Wein zum Spötter (vgl. Spr 20,1) und entzweit Brüder. Die zeitweilige Ungeduld im Glauben Abrahams wirkte nachhaltig entzweierend. Dass Japhet in den Zelten Sems wohnen soll, öffnet eine Perspektive für Brüderlichkeit. Jakob aber, der in den Zelten blieb, öffnete daselbst sein Herz für jene List, die wieder Brüder entzweite. Der darin verborgene Konfliktstoff beschäftigt noch den letzten Propheten des Alten Testaments und darüber hinaus Paulus, der von dem Geheimnis Israels schreibt (Röm 9), verschränkt sich auch in einer Zeit, wo das Volk Israel - selbst entzweit und zersprengt - auf eine Wiederherstellung hoffen darf, mit den Stadien dieser Wiederherstellung (Hes 33-37). Um seines Bruders willen zog Abraham einst über Damaskus hinaus. Auf derselben Strecke fiel (denn der Mensch lebt von Fall zu Fall) Saulus zu Boden, um anders aufzustehen, um den Feuereifer der Verfolgung zugunsten des Liebeseifers in der Nachfolge des einst Verfolgten aufzugeben. „Brüderlichkeit - das älteste Spiel mit dem Feuer“ (E.B.) - das reißt manche Wörter in Wortspiele hinein und weckt zugleich den Sprachernst. Spielerisch kann das Wort verbinden, aber das Sprachspiel des Verdachts, des Misstrauens und der unselig vergleichenden Eifersucht entfesselt Entzweigungen, die wie Lawinen unter sich begraben, was atmen möchte, wie Flächenbrände da um sich fressen, wo es grünen und blühen könnte. Aber das Feuer selbst kann ja von völlig verschiedener Art sein. Es mag das Feuer des Wortes Gottes sein (Jer 23,29) oder kann von der Hölle angezündet sein (Jak 3,6). Es kann läutern oder verschlingen. „Wenn du, HERR, merkst auf die Ungerechtigkeiten, Herr, wer wird bestehen?“ (Ps 130,3). An ihrem Ort steht die Frage: „Wer aber kann bestehen vor der Eifersucht?“ (Spr 27, 4b). Eintracht und Zwietracht (vgl. Ps 133 und Spr 6,16-19) mögen für das heutige Empfinden veraltete Worte sein, sind wir darin empfindungslos geworden? „Ein Bruder wird für die Drangsal geboren“ (Spr 17,17) könnte sowohl über die Geschichte Josefs als diejenige von Moses geschrieben werden. Beide Geschichten verknüpft Stephanus im Neuen Testament (Apg 7) zu einem ultimativen Wort. Wer aber stellt dieses Ultimatum, wer zieht jeweils der

Sprache die Grenze, und wer lässt zu seiner Zeit auf die durch Gleichgültigkeiten verschwundenen Grenzen aufs Neue stoßen? Diese Fragen begleiten die Lebenden. Und Tote oder Verschwundene, Totgesagte und oder Vermisste vermögen sie in Träumen oder in unerwarteten Konfrontationen geheimnisvoll wieder zu wecken. Das gegen den Bruder ausgestoßene Schmähwort (Ps 50) weiß Gott dem Betreffenden trefflich wieder vor Augen zu stellen. Und all diese Geschichten, dieses Miteinander, Wiedereinander und Durcheinander von Geschichten mit ihrer in einer oberflächlich und kurzatmig oder schläfrig dahinlebenden Gesellschaft umso unheimlicheren Tiefenschichtung, all diese Geschichten spielen sich ab vor Dem, der die Zeiten und Geschehnisse in seiner Hand hat (Ps 31,15), der das Verdrängte und Verborgene wieder hervorsucht (Pred 3), wo der Mensch vielleicht nicht mehr weiss, wo ihm der Kopf steht in den Gegensätzen und Widersprüchen des Lebens. Dass ein Diener des Worts oft weit mehr vermag als ein Meister gehört zu den Wundern der Sprache. Und bisweilen findet auch der moderne Mensch aus seinen Reiz-, Stich-, Schlag- und Plastik-

Elazar Benyoëtz legt aus dem Bergwerk der deutschen Sprache Zusammenhänge zwischen Wörtern frei, deren sich ein Muttersprachler nicht mehr bewusst ist. Mit Zitaten vergessener Autoren lässt er die deutsch-jüdische Atmosphäre der Zeit vor 1933 lebendig werden.

Neben großem Ernst - etwa im Gedenken an die nach 1941 aus Berlin deportierte Ite Liebenthal, aus deren 1921 erschienenem Gedichtband er ein Gedicht voller Vorahnung in Brüderlichkeit aufnimmt - sitzt ihm beim Weben eines Teppichs aus eigenen und fremden Gedanken der Schalk im Nacken, etwa wenn er eigene Gedanken mit erfundenem Namen als fremde ausgibt.

Nachdem ihm, wie er in Treffpunkt Scheideweg berichtet, im Traum die deutsche Sprache sich in der Gestalt der Synagoga zeigte, hat er mit seiner Dichtung - denn er ist ein Dichter - ein Werk geschaffen, das in seinem virtuosen Umgang mit der Sprache ein einziges Loblied auf die deutsche Sprache ist.

■ Ludwig Brinckmann

Brüderlichkeit

wörtern heraus, wird still, lässt und überlässt es seinem Schöpfer, ihn an die Grenze des Wunders zu führen. Die Jünger, die einst von Jerusalem nach Emmaus hinausgingen (Luk. 24), wechselten Reden miteinander, gaben ihre Hoffnung nicht verloren, aber hielten sie für begraben. Die Trägheit des Herzens hatte sie befallen und Niedergeschlagenheit, bis das Wort von Tod und Auferstehung ihren Weg, ihre Geschichte kreuzte. „Ein Wort zu seiner Zeit, wie gut“ (Spr 15,23). In Kafkas kleiner Fabel ist die Welt eng und die Zeit drückend und drängend geworden. Zwischen der Falle im Winkel und der Katze, die sich ihrer Beute sicher wähnt, könnte die Maus irre werden. Wenn die vermeintliche Katze aber ein Lamm wäre und die unent-

rinnbare Falle in Wahrheit „die kleine Pforte, durch die der Messias treten konnte“ (W. Benjamin), könnten hinsichtlich der Brüderlichkeit nicht die diabolischen Seiten und Abgründe der Sprache, symbolisch, parabolisch und ab und zu hyperbolisch in Schranken gewiesen und wieder Raum gefunden werden für das Lebenswort? Die Tagung mit Elazar Benyoëtz gab diesem Wunsch (und in wem lebt er nicht?) Raum. Wie sehr bedürfen wir der geistlichen Wohnraumschliessung und wie wenig tun wir in dieser Richtung! Die Richtung ist Brüderlichkeit. Und Abrahams Glaube (vgl. Heb 11,8-10) vermag auch heute die Koordinaten zu geben.

■ Norbert Lüthy

Beten ist unerhört

■ „Beten ist unerhört“¹
- An Elazar Benyoëtz

Lieber Elazar,

I would prefer not to war der erste Impuls, als vor Wochen die Anfrage kam, auf Dein Buch über ›Brüderlichkeit‹ „in freiem Anschluß und entsprechender Interpretation“ zu reagieren. *I would prefer not to*: Denn am Ende müsste ich Stellung nehmen, in halb-garen Kommentaren, die hinter Deinen Einsätzen und Einreden zurückstehen, literarisch und „existenziell“ (ein verbrauchtes Wort). Der literarische Abstand stört mich nicht. Als Amateur darf man sich das ganze Register interpretatorischer Fehlschläge leisten: Missverständnisse, liegen-gelassene Pointen, übersehene Bezüge. Aber selbst wenn ich es besser verstünde bleibt eine Reserve, die ich mir als stille Reserve lieber erhalten hätte. Dies alles im Konjunktiv. Ich habe zugesagt und will versuchen zu schreiben - Dir, statt über Dich.

4000-6000 Zeichen sind verlangt; „Anschläge“ sagte man früher. Einleitend „sollte deut-

lich werden, warum Sie sich gerade auf diesen oder jenen Aspekt beziehen. Wie und warum Benyoëtz lesen?“

Das ist leicht: Benyoëtz soll man wegen Benyoëtz lesen. Und doch bräuchte es ein Buch lang Zeit und Auseinandersetzung, dieses „wegen“ zwischen für und gegen auszutariieren. Der Klappentext würde den Realismus und die Prägnanz Deiner Sprache herausstreichen, das Lakonische und Tiefsinnige, durch das die großen Erzählungen von Gott und der Welt, die aufgeklärten und die mythischen, redlich werden. Im Buch selbst aber müsste stehen, dass auch diese Sprache noch eine Sprache des Glaubens, des Gebets, eine Sprache der credo ist. Die credo stossen mir jedes Mal auf, kursiv und in Kapitälchen gesetzt, kleingedruckt später in den ›Variationen‹, als seien sie aus dem Hauptteil in die Anmerkungen delegiert. Oben im Text oder unten - ich finde sie deplaziert, und ich wollte, ich könnte Dir klar sagen, weshalb. Nicht dass die Bekenntnissätze auf Kre-

¹ Variationen über ein verlorenes Thema. München 1997, 91.

dit gesprochen sind: So ist jedes credo und jedes Gebet. Sie unterlegen jedoch dem Sprachinnenraum der Aphorismen, Gedichte, Collagen eine Transzendenz, gegen die sich Deine Prosa, beim Wort genommen, abschließt, am fühlbarsten und eindringlichsten dort, wo die Hermetik der sprachlichen Form die Endgültigkeit des historisch Irreversiblen bestätigt, das unwiderrufbar, unkorrigierbar geschehen ist.

Umleitung
[Zyklon A]

„Du hast Dich mit einer Wolke verdeckt,
daß kein Gebet hindurchkonnte.“
Klagelieder 3,44

[Zyklon B]
Geschoren
und
schornsteingebetet²

Zyklus, Zyklon, Zyklon A - auch ein Vernichtungsmittel - Zyklon B, die Wolke um Gott, der Rauch aus den Schloten, schornsteingebetet, schornstein-gebettet. Die Worte stehen füreinander gegeneinander und weisen nicht über sich hinaus. Eines evoziert das andere, sonst nichts. Du wirst sagen, das sei nicht hermetisch, weil noch die Möglichkeit, die Semantik der Worte auszureizen, dass sie das Grauen widerspiegeln, auf - Beten beruht. Es ist dieser religiöse Sprachgestus, den nachzuvollziehen mir schwer fällt, nicht zwischen uns, umsomehr an Deinen Texten. Sicher, Beten heißt nicht, vor dem Schreiben oder (wie ich es aus meiner Kirche kenne) vor dem Predigen die Hände zu falten: „Gib Herr, dass wir jetzt recht reden und hören.“ Die Predigten sind dann meist schlecht. Das Beten ist selber eine Haltung zur Sprache, eine Haltung der Innigkeit und der Besinnung auf Sprache, die im Letzten und Ersten Gott gehört. „Was mir mein Gebet gibt? Die erste Besinnung auf Sprache, die gottgehörige; die Gewähr, daß auch ich ein Wort zu geben habe“⁵. Du hast Worte zu

geben, reichlich, dass man den Eindruck gewinnt, sie hätten sich allesamt zu Dir gestohlen, um das Deutsch der Deutschen zu düpieren. Dennoch: Welchen Sinn macht die Besinnung, nachdem Gott sich „mit seinem Wort der Sprache entzogen“⁴ hat? Hier stößt die gebeterische Sprachhaltung an eine Grenze, die Du in „Kain oder: Woche der Brüderlichkeit“ benennst, und die trotzdem merkwürdig folgenlos bleibt. Gott spricht „nicht mehr zu uns, und auch die Welt ist nicht mehr auf unserer Seite.“⁵

Zunächst ist es das gegensätzliche Motiv, aus dem Deine Interpretation ihre Evidenz erhält: die Geschichte von Kain und Abel als Urgeschichte des Dialogs, wenigstens der Dialektik von Mensch und Gott. „Adam gehörte noch zur Monologik der Schöpfung. Erst Kain wagte Rede und Gegenrede. Er war Gottes erster Gesprächspartner“: „Im Kainmal trafen sich zum ersten Mal Rede und Antwort, Bitte und Erhörung - der erste Menschensohn und sein Gott, den er aus eigener Verantwortung und aus eigenem Versagen auf Biegen und Verbrecen herausfor-

Zwölf Gründe, Elazar Benyoëtz zu lesen

- Weil er den Aphorismus als Bruch schreibt: Es zählt das Wort, aber das Schweigen ist der Nenner.
- Weil er dich durch Kürze erlangt, aber nicht durch Pointe besticht.
- Weil er Bilder trifft, wo er Gedanken verfolgt.
- Weil man die Welt im Auge behält, wenn man den Blick auf seine Inschriften senkt.
- Weil er das Paradoxon zur Logik erhebt und erst dadurch im Grunde bleibt.
- Weil er Mittel gegen den Gegenwarts-Schmerz weiß: Kleinartigkeit und Schweigenähe.
- Weil bei ihm Sinn anklingt, wenn er sich auf Klang besinnt.
- Weil er sich zu Feststellungen erweichen läßt.
- Weil er taghell wortträumt.
- Weil er in Beirungen führt.
- Weil er mit Aphorismen, erneut, bildet.
- Weil er im Anspruch auf Weisheit anspricht.

■ Friedemann Spicker

² AaO., 118.

³ AaO., 108.

⁴ AaO., 124.

⁵ Brüderlichkeit. Das älteste Spiel mit dem Feuer. München 1994, 18.

Beten ist unerhört

derte“.⁶ Man muss den „blassen Abelknaben“ aus dem ›Stunden-Buch‹ dagegenhalten, der den Beter über den „Riß“ tröstet, der mit dem Mord „vor dem ersten Tode“ durch die Schöpfung ging -

*und ging ein Schrein
und riß die Stimmen fort,
die eben erst sich sammelten
um dich zu sagen.*

Im Traum erscheint Abel dem betenden Mönch:

*Ich bin nicht. Der Bruder hat mir was getan,
was meine Augen nicht sahn.
Er hat mir das Licht verhängt.
Er hat mein Gesicht verdrängt
mit seinem Gesicht.
Er ist jetzt allein.
Ich denke, er muß noch sein.
(...)
An mich hat die Nacht gedacht;
an ihn nicht.⁷*

Rilke lässt den Mönch diese Verse für seinen Traum „erfinden“, dass Abel nicht selbst, dass er nicht mehr spricht, gehört zum Kalkül einer Dichtung, die euphorisch den Tod feiert, die Nacht und die Dunkelheit als Symbol des Absoluten - „Die Dunkelheit hält alles zusammen“ - und der Einheit mit Gott. Die Stimmen, die eben erst sich sammelten, die Schreie sind verstummt und totenstill erlöst. Nur Kain ist noch, muss weiterleben, nicht als *homme revolté*, sondern als „unvergänglicher Archetyp des Mörders, dem das Eingehen in die Dunkelheit verwehrt bleibt.“⁸

Der Kontrast zu Deinen Kain und Abel kann nicht größer sein. Die beiden kommen anders heraus, als Brüder, in Deinem Traum sagt Abel

*Ich bin meines Bruders
Seele⁹*

Gottes erste Intervention - „die Sünde verlangt nach dir, du aber kannst ihrer Herr werden“ (Gen 4, 7) - ignoriert Kain. Was „in ihm“ vorgeht, spart der Bibeltext aus, und es spielt offensichtlich auch keine Rolle. Kain folgt nur dem Impuls, dass er den Bruder

nicht länger neben sich will. Und dieser Impuls ist weder Vorsatz noch Affekt, sondern Unfähigkeit zur Verantwortung, nicht als Degeneration des Gewissens, sondern als dessen ursprüngliche Privation. Kain ahnt nicht, dass er Abel das Leben nehmen wird, er sieht nicht einmal voraus, dass seine Tat Epoche

⁶ AaO., 19.

⁷ Rainer Maria Rilke, Gedichte 1895 bis 1910. Werke Bd.1, hrsg. von Manfred Engel und Ulrich Fülleborn, Frankfurt/M. 1996, 161.

⁸ AaO., 745.

⁹ Brüderlichkeit., aaO., 29.

Sollten, seit den Tagen des großen Lichtenberg, je Zweifel darüber bestanden haben, dass die Prosa-kunst des *Aphorismus* wirkliche Dichtung sein kann, so hat Elazar Benyoëtz sie endgültig ausgeräumt.

Benyoëtz ist der bislang letzte Ring einer langen Kette. Er lebt unter uns als der Siegelring-Bewahrer jener großen Tradition deutschsprachiger (und dabei immer wieder: *deutsch-jüdischer*) Aphoristik, die von Talander und Lichtenberg bis zu Karl Kraus und Elias Canetti reicht. Canetti hat einmal einen autobiographischen Aufsatz unter dem Titel veröffentlicht: „Warum ich nicht wie Karl Kraus schreibe.“ Elazar Benyoëtz schreibt wie keiner der beiden - und doch ist er gerade in dieser Eigenständigkeit ihr wahrer Erbe geworden.

Und so weit Benyoëtz entfernt sein mag von den virtuos-satirischen Aggressionen eines Karl Kraus, von der naturwissenschaftlich fundierten Hypothesenflut eines Canetti, von der politischen Bissigkeit eines Lec: In gewisser Weise ist er eben doch das jüngste Glied nicht allein der hebräischen Spruch-Tradition, sondern zugleich der reichen Kette Wiener Aphoristik geworden.

Es ist immer die *Sprache* - die uralte der jüdischen Bibel wie die aktuelle des heutigen Deutsch - , aus der heraus Benyoëtz denkt, findet und ganz neu sehen lässt. Und gerade durch diese religiöse Tiefendimension und den uralten Wortuntergrund des Schreibens von Elazar Benyoëtz sind seine Aphorismen keine satirische Einfalls-Prosa, sondern wahrhafte *Dichtung*, nämlich: äußerste *Verdichtung* der Sprache und der in ihnen verborgenen Gedanken.

Ohne doch Verse in irgendeinem Sinne des hebräischen oder deutschen Traditionsbestandes aufzuweisen, werden in solcher Weise gedankentiefe Prosa und gedichtnahe Form zu einem ganz neuen Gebilde verschmolzen: zum LYRISCHEN APHORISMUS. Und so macht Elazar Benyoëtz aus der Kleinform der Aphoristik große Dichtung.

■ Prof. Dr. Harald Fricke
aus: Lichtenberg-Jahrbuch 2004

machen wird, indem sie den Tod als „das andere, endgültige Ende“ in die Schöpfung einführt. Erst mit dem Tod Abels kommt Kain zu sich - das, scheint mir, ist das Zentrum Deiner Interpretation, und ich wüsste keine bessere, emphatisch gesagt: keine humanere Wendung der Geschichte, die das kollektive Gedächtnis christlicher Theologie bis heute als „den ersten Brudermord“ tradiert. Du siehst in Kains Frage: „Soll ich der Hüter meines Bruders sein?“ (Gen 4,9) nicht die schneidige Selbstbehauptung des Totschlägers. Es ist die Frage „vom Menschen, in seiner aufdämmernden Fragwürdigkeit, an seinen Schöpfer“: „Abel ward erschlagen, und die Idee der Brüderlichkeit trat in die Welt“¹⁰.

Aber es bleibt eine zweite, im Duktus der Erzählung die erste Frage, die erwähnst Du nicht. Die an Kain adressierte: „Wo ist Abel, dein Bruder?“ (Gen 4,9) Auf diese Frage hin „dämmert“ es Kain, sie provoziert die Gegenfrage, durch die Kain sich selbst in Frage stellt. Es braucht nicht mehr, auch nicht weniger als diese Frage, damit Kain Verantwortung lernt; Abel muss nicht aufstehen, „damit es anders anfängt“¹¹, Kain bekennt seine Schuld und wird „verdammte, Repräsentant seines Bruders zu sein“¹². Er kann den erschlagenen Bruder repräsentieren, kann die Idee der Brüderlichkeit vertreten, weil er sich schuldig erkennt (Gen 4,13 - „meine Schuld“, nicht „meine Strafe“). Könnte er sich schuldig erkennen ohne die Frage „Wo ist dein Bruder“?

„Wo ist dein Bruder?“ Zu leisten, was die Frage leisten soll, die Peripetie von Gewissenlosigkeit in Verantwortung, von Gewalt in Brüderlichkeit, muss sie von außen, von Gott selbst kommen. Gott aber „spricht nicht mehr zu uns“, so dass wir seine Frage an Kain nur noch zitieren können: Das Zitat einer Frage ist keine Frage mehr. Insofern stehen wir nicht da, wo Du uns „nach wie vor“ stehen siehst. Wir stehen außer Frage.

*Abel fand Gefallen bei Ihm
Kain Gehör:
Im Fraglicht stehend
vernahm Hiob die Stimme,
deren Nachhall er geworden ist¹³*

Hiob zuletzt. Seit Hiob sind Rede und Gegenrede erschöpft, man kann sie nicht verlängern, quasi strecken, als seien wir mitgemeint. Das ist die Suggestion der Theologen. Gott hat gesprochen, aber nicht zu uns. Und was er anderen zu verstehen gab, ist uns, über die Jahrhunderte, nur Kolportage. Wir glauben es oder glauben es nicht, glauben in diesem Sinne jedoch hat nicht mit Bekenntnissen, allein mit Erfahrungen zu tun, in die wir die Bibelzitate rückübersetzen können, *etsi deus non daretur*.

Es gibt solche Erfahrungen, die den Zusammenhang von Brüderlichkeit und Gewalt berühren. Reue und Scham über die Brutalität, zu der wir gewillt, über den Hass, zu dem wir Heuristik der Schuld ausbilden, die den normativen Anspruch der Begriffe menschlicher Würde und Verantwortung aus der Erinnerung an die Gewalt bezieht, die ihnen eingeschrieben ist. „Solidarität entsteht um den Tod herum - oder gegen ihn“¹⁴.

Generalisieren lässt sich das nicht, natürlich nicht. Das Risiko, dass die „Anständigen“, die beim Morden die Contenance nicht verlieren, das letzte Wort behalten, muss man eingehen. Es kann durch Gebete nicht abgegolten werden und nicht durch die Utopie eines allmählichen Fortschritts des Menschengeschlechts zum Besseren. Du wirst fragen: Wie sonst? Ich weiss nicht. Vielleicht können wir uns auf Lessing einigen: Wer über gewisse Dinge seinen Glauben nicht verloren hat, der hatte keinen zu verlieren.

Auf nächstes Jahr in Jerusalem,
Dein
Dominic

■ Dominic Kaegi

¹⁰Brüderlichkeit, aaO., 18, 19.

¹¹Hilde Domin, „Abel steh auf“. Gesammelte Gedichte. Frankfurt/M. 1987, 365.

¹²Brüderlichkeit, aaO., 27.

¹³Die Zukunft sitzt uns im Nacken. München 2000, 182 f.

¹⁴Brüderlichkeit, aaO., 15.

Rom wie Jerusalem

■ „Rom wie Jerusalem
sind nur noch über
Auschwitz zu erreichen“

Selbstmächtigkeit des Wortes - dieses Schlagwort der lutherischen, meiner eigenen, Tradition, erwacht für mich beim Lesen von Benyoëtz zum Leben. Wie jede Literatur, die mich begeistert, können die Texte unterhalten, überraschen, amüsieren, erheitern, entzücken. Gerade in ihrer Musikalität und ihrem Sprachwitz faszinieren sich mich immer wieder.

Das Eigentliche aber geschieht, wenn zwischen diesen Lesefreuden ein Wort, ein Satz sich unverhofft und wie von selbst Gehör verschafft. Diese, im wahrsten Sinn aufregenden Augenblicke beim Lesen von Benyoëtz sind erschütternd, ent-täuschend, entwaffnend:

Ein Aphorismus fällt in mein Denken ein - und schickt mich ins Exil. Meiner Sprachsicherheit beraubt, in den Grundfesten meines Glaubens erschüttert, stehe ich wie eine Fremde in meiner eigenen - deutschen, christlichen - Welt.

Aber wer sagt denn, dass einer jungen Theologin dieses Exil nicht gut täte? „*Paradiessets.*“ (EB)

Ich will versuchen, diese literarische Exils-erfahrung im Nachdenken über Aphorismen zu Kain und Abel nachzuzeichnen. Ihnen voran steht - an keiner Stelle bei Benyoëtz, aber in meiner Geschichte mit ihm - eines dieser selbstmächtigen Worte:

„Rom wie Jerusalem sind nur noch über Auschwitz zu erreichen“ (EB)

Ich bin in Auschwitz gewesen; ich habe das Gras gerupft, das die Baracken des Konzentrationslagers Groß Rosen zu verdecken drohte; ich bin nach Jerusalem und dann nach Rom gegangen, um an den Urstätten des Christentums Theologie zu studieren. Zufällig und unbewusst bin ich den Weg des Aphorismus selbst gegangen: über Auschwitz nach Jerusalem und Rom.

Entspricht aber dem äußeren Weg auch ein innerer?

Jerusalem und Rom, Urstätten des Christentums - gehört nicht auch Auschwitz dazu?

„Kain wurde verdammt, Repräsentant seines Bruders zu sein“ (EB)

Der Bruder - Abel, Hewel, ein Hauch, fast ein Nichts. War er das, oder wurde er von Kain dafür gehalten? Kain ist verdammt, den Bruder, der ihm ein Nichts war, zu repräsentieren. Den Nichtigen zu vernichten gelang ihm nicht. Er wollte ihn loswerden, machte ihn aber zum Teil seiner selbst. „*Wer Kain sagt, hört Abel.*“ (EB)

Wer ist Kain? Der erste von einem Menschen geborene Mensch. Das erste menschliche Ich. Der erste, der einen anderen neben sich dulden musste - wenn dieser ihm auch ein Nichts zu sein schien. Kain, der von Gott zurückgesetzte Liebende.

„Er nahm Abels Spende an und würdigte ihn keines Worts, mit Kajin aber sprach er: Abel fand Gefallen bei Ihm, Kajin Gehör.“ (EB)

Kain, der auf den Blick Gottes hoffte, wurde des Wortes Gottes gewürdigt. Kain - der Erwählte, dem seine Erwählung nicht recht war.

Kain und Abel - wir nennen es ein Kapitel biblischer Urgeschichte und meinen damit allzu oft etwas Ungeschichtliches, etwas, das den Menschen als solchen betrifft, uns also nicht besonders. Diese Urgeschichte aber ist Geschichte geworden: Wie also wenn Kain und Abel zur Urgeschichte des Christentums gehörten?

„Kain für Nazi zu setzen, ist biblisch wie sprachlich eine Roheit, moralisch wie religiös ein Frevel.“ (EB) Und Kain für Christ zu setzen - eine Roheit, ein Frevel?

„Hätte Kain Abel nicht erschlagen, niemand wüsste mehr, daß sie Brüder sind.“ (EB) Wüssten wir ohne Auschwitz um die Brüderlichkeit, die den Juden und uns auferlegt ist? Wäre ohne Auschwitz der jahrhundertlange Versuch, sich des Bruders durch Enter-

bung zu entledigen, nicht vielleicht „erfolgreich“ gewesen?

„Rom wie Jerusalem sind nur noch über Auschwitz zu erreichen“ besagt, daß Jesus mit den Juden in Auschwitz war, und wer das nicht sehen kann, Jesus nicht sieht“ (EB)

Kain und Abel: christliche Geschichte gewordene Urgeschichte, Auschwitz: eine Urstätte des Christentums wie Jerusalem und Rom. Was für Theologen der Nachkriegsgeneration vielleicht selbstverständlich war, ist für die, die heute mit großer Selbstverständlichkeit über Auschwitz nach Jerusalem und Rom reisen, keineswegs selbstverständlich.

Hier, an diesem blinden Fleck meiner christlichen Existenz, ist das Ziel meines „Exils“, dieses Ausflugs in den mit fremden Augen betrachteten eigenen Glauben, erreicht.

Aber bin ich damit nicht ganz im Eigenen angekommen - in Gethsemane, in der Nacht des Glaubens, unter dem Kreuz?

Der Dichter, dessen Aphorismus mich hierher führte, nahm einen anderen Weg. Der Glaube trennt uns. Das ist der garstige Graben dieser Geschichte. Sollte der Preis für meine Aneignung die Enteignung des Dichters sein?

Der Glaube trennt. Verbindet der Zweifel?

Der Dichter sagt: „*Einmal nur war das kleine Wort ‚glauben‘ zwischen Abraham und seinem Gott gefallen - und was hat das Christentum daraus gemacht!*“ (EB)

Die aus dem Exil zurückgekehrte Leserin antwortet fragend: Vielleicht ist seine Fragwürdigkeit die höchste Würde des Glaubens. „*Vielleicht - vielschwer.*“ (EB)

■ Katharina Heyden

Brüderlichkeit

Ich verschenke gern Elazar's Worte. Wenn ich einen Brief schreibe, blättere ich immer mal in seinen Büchern, bis eines zu mir redet - im Blick auf die Person, die ich ansprechen will. Ich erkenne etwas wieder. Ein Wort passt zu einem Menschen.

So werden aus allgemeingültigen Sätzen persönliche Worte. Seine Aphorismen lese und höre ich, wie ich einer Klaviermusik lausche. Manches findet Widerhall in meiner Seele. Ich verankere mich an Worten, über die ich weiter nachdenken will. Auf meinem Schreibtisch steht das Wort von Elazar: „Man ist entweder entschieden und im Aufbruch, oder man unternimmt Schritte und macht sich davon“.

Elazars Worte sind ur-menschlich, weil er unserer Sprache zuhört. Zugleich schöpfen sie aus lebendiger Erfahrung des Heiligen, der uns herausfordert.

■ Jens Haasen

Brüderlichkeit - Ein Hauptsatz und zwei Nebensätze

Untrennbar bleiben die beiden Brüder Kain und Abel, von denen das vierte Kapitel des ersten Buches der Bibel handelt, miteinander verbunden. Der eine von beiden ist nicht denkbar, ohne Andenken an den anderen. „*Sagt man Kain, /hört man Abel*“ - so heißt es im neuesten Buch *Finden macht das Suchen leichter*¹ des deutsch-israelischen Dichters Elazar Benyoëtz (geb. 1937 in Wiener Neustadt), dessen Variationen zum ersten Brudermord ich im Folgenden analysieren werde. Der gebotenen Kürze wegen beschränkt sich meine Interpretation auf drei Sätze der Benyoëtz'schen Variationen, die er in seinem Buch *Brüderlichkeit. Das älteste* ►

¹ München-Wien 2004, 224.

Brüderlichkeit

Spiel mit dem Feuer (1994) vorgelegt hat: auf einen Hauptsatz und zwei Nebensätze.

Hauptsatz

Zugegeben: Die Aufteilung in Haupt- und Nebensätze klingt technisch. Bei näherem Zusehen aber zeigt sich, dass der Hauptsatz ebenso wenig wie die beiden Nebensätze eine grammatische Kategorie darstellen. Es geht vielmehr um die Frage der Intention. Warum schreibt E. Benyoëtz über das Bruderpaar Kain und Abel? Liegen nicht bereits genügend Auslegungen in theologischer und literarischer Form vor? Angefangen bei den Midraschim bis hin zu Hilde Domins Gedicht *Abel steh auf*.² Wozu bedarf es einer weiteren Umschreibung des biblischen Originals? Im ersten der „*Fünf Nachsätze*“, die Benyoëtz seinem eigenen Midrasch anschließt, gibt er eine Antwort, die den Hauptsatz seiner Beschäftigung mit dem ersten biblischen Bruderpaar bedeutet: „Kain für Nazi zu setzen, ist biblisch wie sprachlich eine Rohheit, moralisch wie religiös ein Frevel“ (B 27). Benyoëtz richtet sein Augenmerk - wie die Kapitelüberschrift „Kain/oder:/Woche der Brüderlichkeit“ bereits erkennen lässt - auf Kain, den Brudermörder, und zugleich gegen den Gedanken, der Mord an den europäischen Juden könne mit dem Brudermord in einen Zusammenhang gebracht werden. Denn Kain setzt sich mit seinem Mord an die Stelle des brüderlichen Rivalen, dessen Opfer vor Gott Gefallen gefunden hatte; er verdrängt Abel und ist von nun an dazu „verdammte, Repräsentant seines Bruders zu sein“ (B 27). Der Mord - so heimtückisch und niederträchtig er gewesen sein mag - hat persönlich-private Gründe. Die menschliche Beziehung zum Gott der Bibel dauert fort. Kain, der Überlebende, in dem auch der Bruder weiter lebt, wie der zweite Nebensatz zeigen wird, ist nach Abels Tod „die lebhafteste Erinnerung an Gott“ (B 20).

Anders dagegen die Nazis: Sie wollten nicht vor Gott an die Stelle eines anderen treten. Ihr Ziel war die „Endlösung der Judenfrage“. „Wären wir Juden“, so schreibt Benyoëtz in seiner Autobiographie, „alle ermordet worden, es wäre mit uns auch die älteste Erinnerung an Gott erloschen“.³

Nebensatz I

Der erste Nebensatz, den ich an Benyoëtz' Deutung herausheben möchte, bezieht sich auf die Lücken des biblischen Textes. Die nachbiblischen Exegeten suchen diese Lücken zu füllen, indem sie klug und liebevoll etwa ein Zwiegespräch zwischen Kain und Abel inszenieren, einen Streit, den dann Kain mit der Ermordung seines Bruders beendet habe. Benyoëtz wählt einen anderen Weg. In der von ihm verwendeten Lutherübersetzung aus dem Jahr 1912 heißt es: „Da redete Kain mit seinem Bruder Abel. Und es begab sich, da sie auf dem Feld waren [...]“ (Gen 4,8) Was redeten die beiden? Der Gesprächsinhalt bleibt - wie im hebräischen Original, jedoch anders als in der Einheits- und in späteren Lutherübersetzungen - ungenannt. Benyoëtz geht weder von der Nutzlosigkeit noch von der Unzulänglichkeit des biblischen Textes aus und folgert: „Was hier an zu Sagendem fehlt, ist das Ausbleiben der Rede selbst.“ (B 21) Die biblische Erzählung verschweige nicht einen gesprochenen Satz, sondern markiere im notwendig fehlenden Zitat, dass das

es reizt mich
zur Weißglut
zum Widerspruch
zum Nein
das Wort gegen Gott

je länger ich die EinSprüche um mich lege/
entsteht aus der Frage/die Würdigkeit
an den Einwürfen verlorengelangen/stolpere
ich dem Antworten entgegen/und stoße/
auf Fragen

Damit die Theologie nicht den Verkehr Gottes mit der Schrift regelt und das Warten auf den Kommenden erfüllt ist von seinem Ausbleiben, verließ er die Heilige Sprache um Gräber im Deutschen zu schaufeln.

■ Silke von Dorn

² Vgl. Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Hg., Themenheft 2002. Das Heft enthält u.a. Texte von E. Benyoëtz (vgl. 57f.). Hervorzuheben ist ferner der Beitrag Erwählung und Erzählung von Gerda Elata-Alster (33-59), in dem die Autorin ebenfalls Haupt- und Nebensatz untersucht, im Unterschied zu mir jedoch als grammatische Kategorie; ferner verdanke ich ihr die Aufmerksamkeit für die Lücke der Midraschim.

³ E. Benyoëtz, *Allerwegsdahin. Mein Weg als Jude und Israeli ins Deutsche*, Zürich-Hamburg 2001, 171.

Gespräch zwischen Kain und Abel ausgeblieben war. Der erste Nebensatz lautet daher: „Die Mordszene fiel dem Satz ins Wort“ (B 22).

Nebensatz II

Die Kombination des Hauptsatzes, der sich in der Abwehr eines Vergleichs mit der Schoa auf Kain konzentriert, mit dem Nebensatz, der das Fehlen im biblischen Text deutet, bringt eine Lücke innerhalb Benyoëtz' eigener Dichtung zum Vorschein: die Frage nach Abel. Entsprechend einer psychoanalytischen Lesart erscheint Abel „im Traum./Und Abel sagt mir:/Ich bin meines Bruders/Seele“ (B 29). Der Erschlagene, der Verdrängte, der in der biblischen Geschichte stumm blieb, richtet als Seele das Wort an den Autor. Der Name, der im hebräischen Text „Hewel“ lautet und in der Diktion Kohelets „ein Hauch./ein Nichts“ bedeutet, besagt „doch/soviel/wie die eigene Seele“ (B 29). Im Gegensatz zum jüdischen Philosophen Emmanuel Levinas (1906-1995), für den die Frage Gottes an Kain „Wo ist Habel dein Bruder?“⁴ zentrale Bedeutung hatte, zitiert Benyoëtz die „spracherste“ Frage Gottes an Adam „Wo bist du?“ (Gen 3,9) und die Gegenfrage Kains „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ (Gen 4,9) (vgl. B 18), spart aber die mittlere, fürsorgliche und besorgte Frage Gottes nach Abel aus.⁵ An Stelle tritt die „Idee der Brüderlichkeit“ (B 19), die als zweiter Nebensatz und als fehlender Satz heimlich zum Hauptsatz avanciert, den Levinas gefordert hätte: „Brüderlichkeit bedeutet nach der hebräischen Bibel höchste Verantwortung für den anderen.“ (B 20)

■ René Dausner, Bonn

⁴ Gen 4,9. Übersetzung von Martin Buber (1878-1965) und Franz Rosenzweig (1886-1929).

⁵ Diesen Hinweis verdanke ich meinem Doktorvater Prof. Dr. Josef Wohlmuth.

■ Tagungshinweis

Vorschule des Betens
Offene Guardini-Tagung mit Adolf Holl, Prof. Dr. Jürgen Werbick, Prof. Dr. Martha Zechmeister
05.06. - 05.06.2005

Info und Anmeldung
über die Verwaltung der Burg Rothenfels
oder unter www.burg-rothenfels.de

In der Welt der Kindheit hatte er deutsche Wörter, die Sprache noch nicht, er musste sie nicht erfinden, nur wiederfinden, damit das Suchen ihm Schutz werden konnte. Schreiben gegen den Alltag der hebräischen Sprache, die ihre Wurzel abwirft, um die Tiefe der anderen zu überlassen.

„Ich lausche /dem Wort/sein Meer ab/ ehe es vermuschelt“, im Gehör Ungarettis Klage „Muore anche il mare, il mare“; als ob das ägyptische Meer von Alexandria bis Galiläa reicht und nur die Taucher an seinen Ufern den Grund von den dichten Muschel-Kolonien der leeren Wörter befreien. Um das Geräusch des Meeres noch zu hören, lese ich die poetischen Aphorismen von Elazar Benyoëtz.

■ Lea Ritter-Santini

Warum Benyoëtz lesen?

Der Theologe und Dichter Albrecht Goes schrieb in einem Brief an Clara von Bodman über Elazar Benyoëtz: „Ich bin, wenn ich seine Sätze lese, ganz still vor Bewunderung über diese Gabe, in zehn oder weniger als zehn Worten etwas ganz Gültiges und Grundgescheites oder Grundgutes (oder alle drei!) zu sagen - es ist darin wirklich eine ganz einzigartige Begabung.“

Wie sollen zehn Zeilen einen Autor beschreiben, der in zehn Worten Wesentliches erfasst? - Benyoëtz nimmt das Wort beim Wort und bringt es zur Besinnung. Er lotet in seinen Sprachschöpfungen einen altneuen Sinn der Wörter aus. So nah kann man einer Sprache vielleicht nur in der Ferne sein. Seine Dichtung ist erfüllt von „jerusalemvollem Denken“. In die deutsche Sprache bringt er ein hebräisches Sprachgefühl ein: Da sucht ein Wort seine Wortwurzeln, scharf seine Wortfamilie um sich oder lehnt sich an seinen Sprachstamm an. Es stiftet eine Sprachgemeinschaft, in der verwandte Wörter wie Rabbinen im Talmud miteinander reden.

Benyoëtz gelingt, was Ingeborg Bachmann formulierte: „Einen einzigen Satz haltbar zu machen, auszuhalten in dem Bimbam von Worten.“ Seine Sätze begleiten ihre Leser wie Vorträge und Merksätze durch das Leben .

■ Verena Lenzen

„Sprich nur ein Wort...“



*Wer wagte es, namenlos zu sein in einer
so gesicherten Welt?
Und doch, um die Wahrheit zu sagen,
nur die Namenlosen sind zuhause darin.
Sie tragen in sich in der Mitte des Nirgends
die ungeborene Blume des Nichts:
Das ist der Paradiesesbaum. Er muss un-
gesehen bleiben,
bis Worte enden und Beweise schweigen.*

(Thomas Merton)

„Besser ist Schweigen und Sein als Reden und Nichtsein“ – so der Märtyrerbischof Ignatius aus Antiochien in den Anfängen des Christentums (An die Epheser 15,1). Was wie eine Allerweltsweisheit klingt, hat seinen konkreten Kontext im Begegnungsfeld von griechischem Denken und jüdischem Glauben, mit deutlich antignostischem Akzent. Dem Christentum begegnet dieses Weisheitswissen ursprünglich in Jesus von Nazareth, den der ekstatische Theologe das „aus dem Schweigen hervorgegangene Wort“ Gottes nennt (An die Magnesier 8,2). „Wer Jesu Wort wirklich besitzt, kann auch seine Stille vernehmen, auf dass er vollkommen sei, auf dass er durch sein Wort wirke und durch sein Schweigen erkannt werde.“ (An die Epheser 15,2 vgl. 19,1). Nicht lange Reden sind es, die den Poeten aus Nazareth kennzeichnen, sondern präzise –Gleichnisse und „Logoi“ - Worte, die treffen und sitzen. Gewiss gehörten auch, wie bei den Propheten Israels, irritierende Zeichenhandlungen dazu - wie das Essen mit den Aussätzigen und Ausgesetzten, Inszenierungen also geistlichen Widerstands und kritischen Denkens, dem vorherrschenden Zeitgeist ins Angesicht. Aber erst recht im Wort schöpfte der unruhige Geist aus Nazareth aus dem Weisheitswissen seines Volkes: „Hier ist mehr als Salomo“. Kernworte der Weisheit Israels (z.B. das ersttestamentliche Buch „Sprüche Salomos“) werden zu Logien in seinem Mund, verdichtet wie Diamanten im Kohlestaub, zugespitzt auf die kritische Situation und in ihr Wendepunkte markierend. „Sprich nur ein Wort, und meine Seele wird gesund“ (Mt 8,8), bitten deshalb die Suchenden.

Im Vorübergehen sei an Guardinis hellsichtige Bemerkung von 1936 erinnert: „Vielleicht hat Christus nicht nur einen Vorläufer im Alten Testament gehabt, Johannes, den letzten Propheten, sondern auch einen aus dem Herzen der antiken Kultur, Sokrates, und einen dritten, der das letzte Wort östlich-religiöser Erkenntnis und Überwindung gesprochen hat, Buddha.“ Alle vier haben nichts Schriftliches hinterlassen, alle kommen aus einem vielversprechenden Schweigen und führen dazu hin. Ihr Metier ist das treffende Wort, die Kunst der Verdichtung, Aphoristiker und Apophatiker allesamt. „Ich bin völlig ortlos (atopotatos) und bin damit beschäftigt, die Menschen ratlos zu machen (aporein)“, sagt Sokrates im platonischen Theaitetos (149a). Seine dialogische Hebammenkunst zielt auf schöpferische Irritation, auf Unterbrechung. Die Begegnung mit dem „Meister“ bringt die Schüler weiter - im zenbuddhistischen Dokusan ebenso wie im Beichtgespräch. „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen“ (Lk 10,18), sagt der Apokalyptiker aus Nazareth - irritierend und treffsicher allemal: im Gleichnis, im Dialog, in Logien. Das Aufschreiben überließen sie alle ihren Schülern, ihre mündlichen Quellen aber sprudeln weiter (warum sonst z.B. die Suche nach Platons Geheimlehren und seiner Mystik, warum sonst die vielen Schulen und Geschichten im Buddhismus, im Judentum und Christentum?) Solche Kat-Holizität im Grenzgebiet von Schweigen und Reden (müssen), von Hören und Schreiben (müssen) gilt es zu entdecken und zu bewohnen. Es gilt das gesprochene Wort, im Schweigen, als Schweigen gar. Das Weisheitswissen vom treffenden Wort freilich, das aus dem Schweigen

kommt, hat in allen Leidensgeschichten und nach der Shoa erst recht eine andere Unterbrechung erlitten - dem Verstummen nun zum Verwecheln ähnlich. Die lakonische Spruchweisheit eines Buddha, eines Sokrates und Jesus - ihrerseits tief in Leidensgeschichten eingeschrieben - hat besonderen Klang im „Niemandland von Verrat und Verkündigung“ (Ilse Aichinger). Mit den Worten Paul Celans: „Erreichbar, nah und unverloren blieb inmitten der Verluste dies eine: die Sprache. Sie, die Sprache, blieb ihm verloren, ja, trotz allem. Aber sie musste nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede.“ Die Aphorismen von Elazar Benyoëtz sind ohne den ebenso kreativen wie schmerzlichen Geschwisterstreit im Hause Abrahams schwerlich zu verstehen, mit dem Leidensvermerk „nach Auschwitz“ erst recht. „Das Schweigen / wird mit einem Wort besiegelt, / mit einem Wort gebrochen // Man hat sein / eigenes Schweigen, / darum aber nicht auch / sein eigenes Wort“ - so Benyoëtz unter dem Titel „Schweigen: Der Ausdruck als Eindruck“. Die Erinnerung an Jesus und die Traditionen seines Namens können Resonanz geben.

I.

Nur einmal hat Jesus geschrieben - nämlich in den Sand, zur Beschämung der Moralapostel und Schriftgelehrten, zwecks Würdigung und Aufrichtung der Ehebrecherin (vgl. Joh 8,1-11). Nicht erst Thomas in seiner Theologischen Summe stellt sich die Frage, ob Jesus seine Botschaft nicht schriftlich hätte überliefern müssen - um der Sicherung seiner „Lehre“ willen. Erstaunlich ist das Nein des Aquinaten mit drei Gründen. Zum Ersten: je wichtiger die Botschaft, desto unmittelbarer will und muss sie zu Herzen gehen - nicht aufs Papier geschrieben, sondern ins Leben. Genau deshalb hätten auch Pythagoras und Sokrates nichts geschrieben. Zweitens: Jesus habe nichts geschrieben „wegen der Exzellenz“ seiner Lehre: das Entscheidende ist förmlich unsagbar und nicht zu beschreiben. Auch hier zitiert der Aquinate biblische Überlieferungen, den Schluss nämlich des Johannes-Evangeliums (Joh 21,25). Drittens schließlich: er wollte

andere gewinnen und so berühren, dass sie seine Botschaft weitergeben; hätte er es niedergeschrieben (wortwörtlich!), er hätte sich in den Mittelpunkt gestellt und seine Jünger entmündigt. Was dieser Jesus zu sagen hat, ist nicht in schriftlichen Texten mitteilbar, denn der Geist ist mehr als der Buchstabe: das „Gesetz des Geistes des Lebens“ (Röm 8,2) ist selbst Medium seiner Unmittelbarkeit. Schließlich fügt Thomas realistisch hinzu: jene, die den Schriften der Apostel nicht glauben wollen, hätten auch einem schreibenden Christus ihr Vertrauen nicht geschenkt und ihm magische Praktiken unterstellt. (Summa theologiae III 42,4). Bleibend steht an der Quelle des Christlichen dieses Staunen über das Auftauchen Jesu aus dem Schweigen Gottes. Aus den vielen Logoi des historischen Jesus, „Wunden reißend in die Felder der Gewohnheit“ (Nelly Sachs), wird das Bekenntnis zum Logos: „Niemand hat Gott je gesehen, doch der einzig Geborene, der an der Brust des Vaters ruhte, ist seine Exegese“. (Joh 1,18) Lebenspraktisch ist die entsprechende Konsequenz: „über jedes unnütze Wort, das die Menschen reden, werden sie am Tag des Gerichts Rechenschaft ablegen müssen...“ (Mt 12,36)

Das „Höre Israel“ wird den Glaubenden im Logos Jesus zur Urszene, wie sie folgenreich z.B. am Beginn der Benediktsregel steht: „Höre, mein Sohn, auf die Weisung des Meisters, neige das Ohr deines Herzens, nimm den Zuspruch des gütigen Vaters willig an und erfülle ihn durch die Tat... an dich also richte ich jetzt mein Wort, wer immer du bist, wenn du nur dem Eigenwillen widersagst, für Christus, den Herrn und wahren König, kämpfen willst und den starken und glänzenden Schild des Gehorsams ergreifst.“ Kein Kadavergehorsam und kein asketischer Drill nach preussischem Muster, wohl aber dieses Hinhorchen und Lauschen ins beredte Schweigen. Die Bereitschaft, sich ansprechen und sogar rufen zu lassen, erwächst aus dem Wissen, dass dieser Jesus selbst ein Gerufener ist und deshalb andere in die Nachfolge berief. Die Geschichte des Mönchtums, die Geschichte aller christlich alternativen Aufbruchsbewegungen und geistlichen Gemeinschaften ist begründet im Einbruch dieses Anrufes, im Hören, im Er-Hören dieses Logos, dem Wort Gottes, das aus dem Schwei-

„Sprich nur ein Wort...“

gen kommt und ins Schweigen führt - nicht verstummend, nicht viel redend, rein und verheißungsvoll, überschwänglich und nicht zu fassen, schier unerhört und doch zu sagen, zu schreiben sogar. „Das gesamte Wort Gottes, das im Anfang bei Gott war, ... ist etwas anderes als Worte. Das Eine Wort besteht aus vielfachen erkennbaren Gehalten, aber ... keines dieser Worte ist WORT. Wer aber redet, was zur Wahrheit gehört, auch wenn er über alles redete und nichts ausließe, der würde doch immer nur ein einziges Wort sagen. Die Heiligen, die immer da nur an das Eine Wort als Ziel sich halten, sind keine Vielredner.“ So fasst Origenes das Paradox christlicher Glaubensweisheit: das Unsagbare sagen. „Im Anfang war das Wort“ (Joh 1,1ff) - aus dem Schweigen. Lakonisch dann Augustinus: „Wo die Worte versagen, wächst das Wort.“ Ausführlicher im Kommentar: „Nur wortlos kann dies eingesehen werden, es wird nicht einsichtig gemacht durch menschliche Worte. Dass eine gewisse Gestalt, eine nicht gestaltete Gestalt, aber die Gestalt alles Gestalteten... alles ist in ihm, und doch, weil er Gott ist, alles auch unter ihm. Wir sagten, was unbegreiflich ist, was gelesen wurde; und das wurde nicht gelesen, dass der Mensch es begreife, sondern dass es den Menschen schmerze, weil er es nicht begreift und er sich hineinverliere ins Erfassen des unwandelbaren Wortes... wir reden von Gott, was Wunder, wenn du nicht begreifst? Denn wenn du begreifst, so ist es nicht Gott...“ (Augustinus: Sermo 117). „Er allein, der da sprach und alles entstand, ist unsäglich. Er sagte, da wurden wir; wir aber können ihn nicht sagen. Sein Wort, durch das wir gesagt wurden, ist sein Sohn; um von uns irgendwie gesagt zu werden, wurde er schwach. Jubel können wir seinem Wort erwidern, Wort für Wort aber nicht.“ (Augustinus in Ps 95).

Als ein erstes Beispiel für diese Kultur beredten Schweigens und geistlich zugespitzter Rede sei an die Wüstenväter erinnert.

II.

„Sag mir ein Wort, dass ich lebe“ - dieser Wunsch führte seit dem 4. Jahrhundert, im Umfeld der konstantinischen Wende also, immer mehr Menschen in die Wüste. „Herr, zeige mir einen Weg, wie ich Rettung finde!“

Der leidenschaftliche Wunsch nach „Herzensruhe“ (hesychia) steht am Anfang - heraus aus Unfrieden, Wirrwarr und Hektik, heraus z.B. aus dem intriganten Spiel in Konstantinopel wie bei Evagrius Ponticus. „Sag mir ein Wort!“ bittet ein Schüler seinen Altvater; der aber entgegnet: „Was zwingst du mich, unnütz zu reden. Was du siehst, das tu!“ Die Sammlung der Väter-Sprüche (Apophtegmata) gleicht der Ausstellung in einem Juwelierladen: jede Menge Kostbarkeiten, glänzende Brillanten in Gestalt kurzer Szenen und kerniger Sprüche. „Dass Gott ein Tatwort werde“, steht hier im Mittelpunkt: „Man braucht nicht nur zu reden. Es gibt viele Reden unter den Menschen in dieser Zeit. Was Not tut, ist die Tat. Das wird gesucht und nicht Reden, die keine Frucht bringen.“ Vielfarbig ist diese christliche Lebensweisheit - und immer steht am Anfang das Unbehagen am Bestehenden, der drängende Lockruf des Logos - in der Stimme von Gewissen und Vernunft, vor allem im Wort der Liturgie und Schrift - und dann die Leidenschaft, aufs Ganze zu gehen: „Schließe dich dem an, der dich Fragen lehrt: was will ich?“ Die alte Spruchsammlung erwächst aus einer Kultur schöpferischer Irritation, eine Perlenschnur glänzender Aphorismen.

Diese Kultur beredten Schweigens freilich gerät bald auch in die Zonen der Ermüdung und die Phasen der Erschöpfung: „Die Propheten haben Bücher geschrieben. Dann sind unsere Väter gekommen und haben die Bücher umgesetzt in die Tat. Dann kamen jene, welche Bücher auswendig lernen. Und jetzt ist eine Generation gekommen, die Bücher kopiert und an die Wände stellt.“ So lautet ein schon nostalgischer Rückblick auf Verfallsformen jener geistlichen Aphoristik, die ins Herz trifft und den Kopf klar macht, von Angesicht zu Angesicht - im Tatwort des Schweigens und im konkreten Zu-Spruch.

III.

Nahtlos ist der Übergang von den Wüstenvätern zu den Gottesnarren - verhaltensauffällig auch sie, Aphoristiker in Wort (und Gebärde) avant la lettre. Auch hier ist die Ästhetik der christlichen Existenz im Original zu studieren.

Meist im Schatten des strahlenden Franz von Assisi, der sich selbst als Gottesnarr insze-

nierte zwecks gelebter Darstellung Christi, steht z.B. einer seiner ersten Gefährten, Bruder Ägidius. War schon Franz in seinen Mitteilungen an die Brüder bezeichnend lakonisch - entsprechend braucht es die Wolke von Legenden und Fioretti zwecks sprachlicher Bewältigung und Entfaltung des Originals - so ist es dieser Bruder Ägidius noch mehr. „Ein einfältiger Mann, gerade und gottesfürchtig“, wie Thomas von Celano schreibt, lebt völlig zurückgezogen. Auch er wird deshalb zum Anziehungspunkt für Rat-suchende. In der kostbaren Sammlung seiner „Goldenen Worte“ heißt es z.B.: „Wer Frieden und Ruhe haben möchte, der schätze jeden Menschen höher ein als sich selber.“ Oder: „Hätten wir doch ein schweres Gewicht, das uns dazu brächte, immer das Haupt zu beugen!“. Humilitá war sein Stichwort, geerdet sein: „Hinaufschreiten heißt absteigen“, irdisch werden, kreatürlich, mitgeschöpflich, den Dingen nahe, bodenständig „unter dem Neigungswinkel seines Daseins, dem Neigungswinkel seiner Kreatürlichkeit“. Hoch verehrt starb dieser fromme Kauz 1262. Von einem Heinrich Seuse wäre zu reden, von Nikolaus von der Flüe, besonders vom römischen Gottesnarren und Reformator Philipp Neri.

Aber nicht die Vielzahl der Stimmen im Gang der Zeiten ist entscheidend, aphoristisch trifft das goldene Wort stets im Hier und Jetzt, mit Verheißungsvermerk und Verfallsdatum. Als letzte Fundsache aus dem Strandgut genauen Sprechens und Schreibens je mehr des Unfassbaren und Unsagbaren sei an Simone Weils großen Text „Das Unglück und die Gottesliebe“ erinnert: „Unsere Seele macht beständig Lärm, aber es gibt einen Punkt in ihr, der Schweigen ist und den wir niemals vernehmen. Wenn das Schweigen Gottes Eingang findet in unsere Seele, sie durchdringt und dort sich jenem Schweigen verbindet, das heimlich in uns gegenwärtig ist, dann haben wir hinfort in Gott unseren Schatz und unser Herz; der Raum öffnet sich wie eine Frucht, die sich teilt, denn wir sehen das Universum von einem Punkt, der außerhalb des Raumes gelegen ist... die Geschöpfe reden mit Lauten. Das Wort Gottes ist Schweigen. Das heimliche Liebewort Gottes kann nichts anderes als das Schweigen sein. Christus ist das Schweigen Gottes.“

■ Gotthard Fuchs

Elazar Benyoëtz in den Herrlinger Drucken

Elazar Benyoëtz

*Ein Gedanke, der sich
in einem Satz erschöpft,
ist beschränkt;
ein Gedanke, der sich
auf einen Satz beschränkt,
ist unerschöpflich*

PARADIESESSEITS
Eine Dichtung
ISBN 3-933518-00-8

TAUMELTAU
Vom Erwachen der Liebe
ISBN 3-933518-00-6

TRÄUMA (vergriffen)
ISBN 3-933518-02-4

BETEN (vergriffen)
ISBN 3-933518-03-2

HÖRSICHT
ISBN 3-933518-04-0

ENDSAGUNG
ISBN 3-933518-05-9

QUERSCHLUSS
ISBN 3-933518-06-7

IDENTITÄUSCHUNG (vergriffen)
ISBN 3-933518-07-5

ENTWIRT
ISBN 3-933518-08-3

KEINESWEGS
ISBN 3-933518-09-1

ANSCHLUSS
ISBN 3-933518-10-5

ICHMANDU
ISBN 3-933518-11-3

HINNÄMLICH
ISBN 3-933518-12-1

Jedes Büchlein kostet 7,50 Euro

Islam im Spiegel der Weltliteratur

Wir sind gegenwärtig dabei, den großen Reichtum unserer eigenen Kultur politisierend zu verdrängen. Dabei kann kein Mensch übersehen, dass die jüngere Geschichte von Orient und Okzident, Islam und Christentum belastet ist durch zahlreiche Konflikte mit weltpolitischen Konsequenzen. Tag für Tag erreichen uns Meldungen über Gewalt und Terror. Was zur Konsequenz hat, dass gegenwärtig vor allem in den Massenmedien die Beziehungen Orient - Okzident exklusiv politisch interpretiert werden. Fragen von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft überlagern gegenwärtig - zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung - jedes Nachdenken über eine theologische, spirituelle, ethische und ästhetische Substanz der Kulturen.

Eine Seminarreihe auf Burg Rothenfels hat begonnen, hier einen Kontrapunkt zu setzen. Sie geht davon aus: Die neue weltpolitische Situation stiftet Interesse für alte Begegnungsmodelle zwischen islamischer und westlicher Welt. Solche Begegnungen finden seit Jahrhunderten insbesondere im Raum der Dichtung statt. Die große Dichtung lässt etwas ahnen von der geistigen Substanz, poetischen Schönheit und theologisch-philosophischen Tiefe gerade des Islam. Ohnehin ist die Welt dieser Religion nicht zu verstehen ohne seine großen Mystiker, ohne seine großen Poeten, ohne Rumi, ohne Hafiz oder Ibn Arabi. Unsere Welt wäre ärmer ohne sie. Auch die deutsche Literatur wäre ärmer ohne diesen Transfer Orient - Okzident:

- Eingestiegen sind wir mit Gotthold Ephraim Lessings Rezeption des Islam. Zu wenig ist bekannt, dass Lessing keineswegs nur eine intensive Beziehung zum Judentum pflegte, sondern auch ein exzellenter Kenner des Islam war. Die Tatsache, dass in seinem „Nathan der Weise“ nicht nur jüdische, sondern auch positive islamische Figuren auf der Bühne stehen, ist Lessings Gegenzeichen gegen eine schon damals in

Europa verbreitete Islamverachtung. Aufregend vor allem die Beobachtung: Das Schlüsselwort der „Ringparabel“ vom „Wettstreit um das Gute“ ist ein Wort aus dem Koran (Sure 5,48). Lessing verwendet es bewusst, so wie das andere Schlüsselwort „Ergebenheit in Gott“, das die deutsche Übersetzung des Wortes Islam ist.

- Genauso aufregend sind die Entdeckungen, die man im Werk Heinrich Heines machen kann. Als Jude weiß Heine, was es heißt, in einer

Mehrheitsgesellschaft leben zu müssen, die größtenteils alles Jüdische verachtet. Kein Zufall, dass er exemplarisch Anschauung für viele seiner Gedichte und Dramen in der Kultur sucht, in der Muslime einst in Konflikt mit Christen gestanden haben: in Spanien, wo es nach Jahrhunderten eines kulturell reichen Zusammenlebens von Juden, Christen und Muslimen 1492 zu einer bis heute traumatisch gebliebenen „Ausreibung“ von Juden und Muslimen gekommen ist. Heines Drama „Almansor“ (1832) ist ein erregendes Dokument der Auseinandersetzung mit der maurischen Kultur, die Heine gerade als Jude in christentums-kritischer Absicht kreativ neu entdeckt.

- Eine ganz besondere Kostbarkeit sind die Dialog-Dichtungen Johann Wolfgang von Goethes mit dem großen persischen Dichter Hafiz. „Der West-östliche Divan“ (1819) ist bis heute das einzigartige Dokument einer geistigen Osmose. Goethe hat sich von diesem muslimischen „Bruder“ und „Gefährten“ nicht nur poetisch, sondern auch



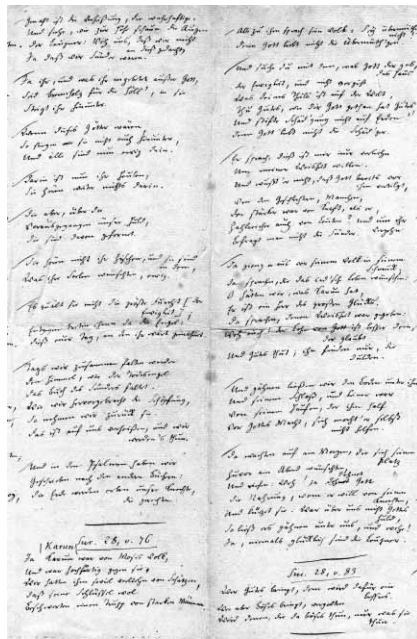
■ Tagungshinweis

Weltpoesie ist Weltversöhnung -
Orient und Okzident im Werk von Friedrich Rückert
Tagung in Kooperation mit der Rückert Gesellschaft e.V.
mit Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel, Prof. Dr. Hartmut Bobzin, Rudolf
Kreutner M.A. u.a.

04.11. - 06.11.2005

Info und Anmeldung über die Verwaltung der Burg Rothenfels
oder unter www.burg-rothenfels.de

spirituell, erotisch, weisheitlich anregen lassen. Ohne jeden Vorbehalt schlüpft er in die Rolle des Gegenüber. Ohne jede Abwertung macht er ihn als Gesprächspartner stark. Zaubersprüche entstehen, die freilich voraussetzen, dass Goethe gründlich die persische Literaturgeschichte studiert hat. Ohne Studium, ohne tiefes Eindringen in die andere Kultur kein geistiger Austausch. Welch selbstverständliches Wechselspiel von Orient und Okzident, das allein in diesen vier Versen zum Ausdruck kommt:



Aufmerksamkeit gerückt. Welches Bild des Islam tritt uns in diesen Dokumenten entgegen? Welche Welt, welche Gesellschaft kann solche Dichtungen hervorbringen? Claudia Ott wird diese Tagung mit ihren Forschungen ebenso bereichern wie Katharina Mommsen.

■ Karl-Josef Kuschel

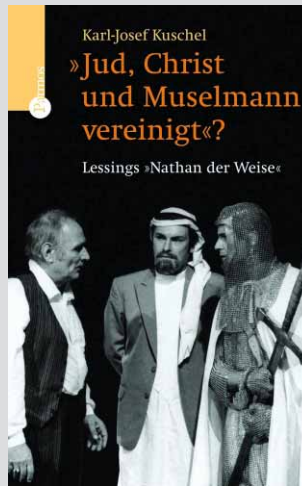
„Närrisch, dass jeder in seinem Falle seine besondere Meinung preist, wenn Islam gottergeben heißt, in Islam leben und sterben wir alle.“

Ein besonderer Höhepunkt dieser Tagung war der Vortrag von Frau Professor Katharina Mommsen, die das Standardwerk zum Thema „Goethe und der Islam“ geschrieben hat.

Wir setzen diese große Entdeckungsreise im Herbst 2005 fort durch die Beschäftigung mit dem Werk des größten Übersetzers der deutschen Literatur überhaupt: dem Werk von Friedrich Rückert. Ihm verdanken wir die bis heute brillianteste deutsche Übersetzung des Koran, die leider unvollendet blieb. Ihm verdanken wir auch die Übertragung zahlreicher Stoffe aus der islamischen Welt sowie die Existenz einer Spruchdichtung, die zu den größten interkulturellen und interreligiösen Synthesen der deutschen Literatur überhaupt gehört: „Die Weisheit des Brahmanen“. Die Tagung wird durchgeführt in Zusammenarbeit mit der Friedrich-Rückert-Gesellschaft.

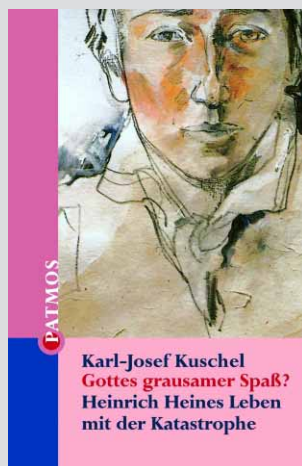
Für das Jahr 2006 ist eine Tagung mit dem Thema „Islam im Spiegel der Märchen von ‚Tausend-und-einer-Nacht‘“ geplant. Durch eine Neuübersetzung von Claudia Ott sowie durch neuere Arbeiten etwa von Wiebke Walther ist dieses einzigartige Literaturdokument aus der Welt des Islam neu ins Zentrum der

Bücher zum Thema



Karl-Josef Kuschel
»Jud, Christ und Muselmann vereinigt?«
Lessings »Nathan der Weise«

Patmos Düsseldorf
2004
ISBN 3-491-72478-3



Karl-Josef Kuschel
Gottes grausamer Spaß?
Heinrich Heines Leben mit der Katastrophe

Patmos Düsseldorf
2002
ISBN 3-491-70350-6

Tanzen wie der Sonnenkönig

■ Barocktanz zum Kennenlernen

Die Eleganz, Leichtigkeit und Heiterkeit eines Tanzstils kennen zu lernen, wie er zur Zeit des Sonnenkönigs auf Bällen und Hoffesten gepflegt wurde, dazu lässt sich seit einigen Jahren eine begeisterte Schar von Interessierten und Neugierigen auf Burg Rothenfels einladen. Wegen der großen Nachfrage finden in diesem Jahr sogar zwei Kurse statt. Beate Knobloch, Blockflötistin und Lehrbeauftragte für historischen Tanz an der Musikhochschule Würzburg, leitet die Wochenenden und gibt Anfängern und wenig Geübten einen Eindruck vom französischen Barocktanz - einer Kunst, die unter Luis XIV zur höchsten Blüte gelangte. In seinem glanzvollen Schloss Versailles feierte der Sonnenkönig grandiose Feste und prächtige Bälle, an denen der gesamte Hofstaat teilnahm, und die er selbst mit einem Tanz eröffnete. Mit großem Zeremoniell wurden die folgenden Tänze nach sorgfältig geregelter Rangordnung von jedem Paar solistisch vortanzt. Um die Jahrhundertwende fanden dann von England inspirierte gesellige und unkomplizierte Tänze den Weg in die höfische Gesellschaft, deren Reiz insbesondere darin lag, dass nun viele Personen in abwechslungsreichen Raumfiguren miteinander tanzen konnten.

■ Tagungshinweis

Tanzen wie der Sonnenkönig
Barocktanz zum Kennenlernen II –
mit Beate Knobloch und Andrea Baur

vom 11. - 13.11.2005

Info und Anmeldung
über die Verwaltung der Burg Rothenfels
oder unter www.burg-rothenfels.de



Andrea Baur mit Laute

© Beate Knobloch

Bei den zwei Kursen in diesem Jahr lernen die Teilnehmer beide Tanzstile kennen. Außerdem wird eine Einführung in die für den französischen Barocktanz so wesentlichen Armbewegungen gegeben.

Besonders erwähnenswert ist, dass für beide Kurswochenenden eine Lautenistin zur Verfügung steht. Mit Andrea Baur konnte eine Musikerin gewonnen werden, die auch auf dem Gebiet des Historischen Tanzes ausgebildet ist und reiche Erfahrung hat in der Gestaltung von Tanzkursen und -konzerten.

Neben der Arbeit an Schrittmaterial und Choreographien bleibt auch genügend Raum für gemütliches und unterhaltsames Zusammensein. Bei einem Glas Wein werden bestehende Freundschaften gepflegt oder neue geschlossen und man freut sich schon auf ein Wiedersehen beim nächsten Kurs. Und so vergeht die Zeit meist viel zu schnell, bis man sich am Sonntag Mittag voneinander verabschiedet und es heißt:

**AUF WIEDERTANZEN
AUF BURG ROTHENFELS!!**

■ Beate Knobloch

Mitglieder- versammlung 2005

■ Mitgliederversammlung

**Einladung zur Mitgliederversammlung
der Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V.**

**am Pfingstmontag,
dem 16. Mai 2005, um 10.15 Uhr
im Rittersaal der Burg Rothenfels**

Tagesordnung:

1. Bericht des Vorstandes
2. Bericht der Prüferinnen
3. Entlastung des Vorstandes
4. Wahl der Prüfer
5. Bericht des Burgrates
6. Vorschläge für die Zuwahl zum Burgrat
7. Bericht des Bildungsreferenten
8. Anträge
9. Verschiedenes

Zu TOP 6: Die - dreijährige - Wahlzeit der Burgratsmitglieder Gerburg Crone, Wolfgang Rückl und Alexander Susewind endet Pfingsten 2005. Die Mitgliederversammlung wählt dann sechs Kandidatinnen / Kandidaten für den Burgrat; der Burgrat ergänzt sich durch Zuwahl von drei Personen aus dieser von der Mitgliederversammlung erstellten Liste. Die drei ausscheidenden Burgratsmitglieder möchten nicht mehr kandidieren. So benötigen wir mindestens sechs Kandidatenvorschläge; Vorschläge können auch noch in der Mitgliederversammlung gemacht werden.

Zu TOP 8: Eventuelle Anträge sollten baldmöglichst an den Vorsitzenden der Vereinigung gesandt werden (Meinulf Barbers, Lievensteg 11, 41352 Korschenbroich). Anträge können auch noch bei der Mitgliederversammlung vorgetragen werden.

Anmeldungen zur Mitgliederversammlung erbitten wir schriftlich an die Verwaltung Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels.

■ Der Vorstand der Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V.

Meinulf Barbers Mathilde Schaab-Hench Albrecht Busch Bettina Herbst Ansgar Held Gerburg Crone

■ Tagungshinweis

Wiederaufbau als Religions-
dialog

Die Grünhelme - ein Peace-
corps in Nachkriegszeiten
mit Rupert Neudeck, Wolfgang
Thierse, Dr. Norbert Blüm,
Michael Lüders, Dr. Bahman
Nirumand, Mariam Notten,
Aiman Mayzek u.a.

13.05. - 16.05.2005

Info und Anmeldung über die Verwaltung der Burg Rothenfels
oder unter www.burg-rothenfels.de



■ Tagungshinweis

Der Scholastiker und die Psycholeichen
Der Autor Thomas Hürlimann
Rothenfelser Literarische Gespräche
mit Thomas Hürlimann, Prof. Dr. Erich
Garhammer,
Prof. Dr. Hans-Rüdiger Schwab

10.06. - 12.06.2005

Info und Anmeldung
über die Verwaltung der Burg Rothenfels
oder unter www.burg-rothenfels.de

einige Seminartermine für das Jahr 2005

Datum	Tag.-Nr.	Titel	Referenten
05. - 05.06.05	G 525	Vorschule des Betens Offene Guardini-Tagung	Adolf Holl, Prof. Dr. Jürgen Werbick, Prof. Dr. Martha Zechmeister
10. - 12.06.05	A 526	Der Scholastiker und die Psycholeichen Der Autor Thomas Hürlimann/ Rothenfeler Literarische Gespräche	Thomas Hürlimann, Prof. Dr. Erich Garhammer, Prof. Dr. Hans-Rüdiger Schwab
23. - 25.09.05	A 542	„Das Wort liegt in der Seele verborgen“ Vom mystischen Sinn der Heiligen Schrift II - Meister Eckhart	Dr. Irmgard Kampmann, Dr. Gotthard Fuchs u.v.a.
14. - 16.10.05	A 544	Die Lust am Jenseits? Himmel, die Hölle und die Auferstehung von den Toten	Prof. DDr. Peter Eicher, Prof. Dr. Bernhard Lang
04. - 06.11.05	A 550	Weltpoesie ist Weltversöhnung - Orient und Okzident im Werk von Friedrich Rückert - Tagung in Kooperation mit der Rückert Gesellschaft e.V.	Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel, Prof. Dr. Hartmut Bobzin, Rudolf Kreutner M.A.

zu Ihrer Information

Gerne senden wir Ihnen auf Anfrage weitere Jahres- und Einzelprogramme zu:

Verwaltung Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels am Main (bitte Rückporto beilegen)
Tel.: 09393 / 99999, Fax: 99997
e-mail: verwaltung@burg-rothenfels.de
homepage: www.burg-rothenfels.de

Mitglied des Vereins kann jeder Christ werden, der 18 Jahre alt ist und sich der Arbeit der Burg verantwortlich verbunden fühlt. Voraussetzung ist die Stellung zweier Bürgen, die schon drei Jahre lang Mitglied des Vereins sind.

Falls Sie Mitglied werden möchten, rufen Sie uns an: 09393 - 99994 oder 99999

JAHRESBEITRAG seit 2002 (Mindestbeitrag)

Mitglieder bis 29 Jahre € 20,—
Mitglieder € 40,—
Eheleute zusammen € 50,—

UNSER KONTO

Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V.
97851 Rothenfels

Konto-Nr.: 240 002 543
Sparkasse Mainfranken BLZ 790 500 00

Spenden und Beiträge sind steuerlich abzugsfähig. Bei Beiträgen von mehr als 100 Euro erhalten Sie am Anfang des nächsten Jahres unaufgefordert eine

Spendenbescheinigung zugesandt. Für Beträge bis 100 Euro genügt zur Vorlage beim Finanzamt der von der Bank abgestempelte Durchschlag Ihres Einzahlungsbeleges. Zahlungsvordrucke liegen jeweils den Burgbriefen 1 und 2 bei. Bitte vergessen Sie nicht, Ihren Absender anzugeben.

Herzlichen Dank!

Hinweis für Ihr Finanzamt:

Die Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V. ist nach dem letzten ihr zugegangenen Körperschaftssteuerbescheid des Finanzamtes Lohr am Main für 2005 vom 15.07.2004 als ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen Zwecken dienend anerkannt. (Förderung der Jugend- und Altenhilfe sowie Förderung der Erziehung und Bildung) und ist nach § 5 Abs 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer befreit. (Steuer-Nr. 251/111/50001)

■ In eigener Sache

Der Rittersaal der Burg Rothenfels wurde neu gestrichen und erstrahlt in frischem Weiß.

Bilder zu unserem Rittersaal
– jetzt und gestern – finden Sie auf unserer
Homepage: www.burg-rothenfels.de